


JCCB





*NORWIDS PORTRÄT*

*Von Fr. Siędlecki.*

# Cyprian Norwid

Eine Auswahl aus seinen Werken

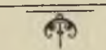
Übersetzt und eingeleitet

von

**J. P. d'Ardeschah**

Mit einem Bildnis in Lichtdruck und einer Phototypie

Einzige autorisierte Ausgabe



Verlag von J. C. C. Bruns
Herzogl. Sachs. u. Fürstl. Sch.-Lipp. Hof-Verlagsbuchhandlung
Minden i. W.

Dies Buch wurde im Jahre 1907
in der Offizin von J. C. C. Bruns
in Minden in Westf. hergestellt.
Den Buchschmuck zeichnete
Theo Hermann in Hamburg.

# Pro Norwid

von

**Jean Paul d'Ardeschah.**

in bedeutungvolles Menschenschicksal streift mich aus dunklen Fernen mit seinem Strahl. Der Tod hat es lange schon vollendet. — Fast ein Vierteljahrhundert war es der Vergessenheit preisgegeben; nun möchte es sich den Finsternissen entringen und hinaustreten — vor das Forum der Welt.

Cyprian Norwid, auf dessen gewaltiges Lebenswerk dieser Band aufmerksam machen soll, starb im Jahre 1883 in Paris, zu einer Zeit, da Nietzsche die ersten Kapitel seines Zarathustra begonnen haben mochte. Er starb in Vergessenheit und Armut. — Er, ein Sproß vom Stamme Jan Sobieskis, des königlichen Befreiers Europas aus der Türkennot, mußte für die letzten Jahre seines Lebens in einem Pariser Armenhaus Zuflucht suchen. — Er, der Kenner der neuen und alten Welt, der gute Europäer, der 40 Jahre lang das Werden des neuen Europa vorauslebte, wurde von seinen in den krassesten Einseitigkeiten befangenen, vom Unglück blind und taub gemachten Landsleuten wie ein Wahnsinniger belächelt. — Er, der Dichter mit der neuen Ausdrucksfähigkeit, in dem wir heute einen jener wenigen Vermittler zwischen der alten Blütezeit und dem neuen Aufblühen erkennen, sah alle Wege zur Öffentlichkeit verschlossen und mußte die Manuskripte seiner besten und reifsten Werke vergeblich sich häufen sehen, gewiß nicht ohne bange Befürchtungen, daß sie nach seinem Tode der Vernichtung anheimfallen würden. — Er, das polyphone Genie, der absolute Künstler, dem nicht nur die Kunst des Wortes, sondern auch fast alle bildenden Künste geläufig waren, der Epiker, Dramatiker und Lyriker, der Bildhauer, Maler und Zeichner von erstaunlicher Produktivität und meisterlicher Knappheit, konnte nicht einmal durch den Verkauf seiner

Aquarelle und Zeichnungen genug verdienen, um ein kärgliches Leben zu fristen.

Selbst nach seinem Tode noch haben 24 Jahre nicht genügt, um die Nebel zu lichten, die seinen Namen und sein Werk umgeben. Es ist sogar möglich geworden — eine Erscheinung, die bei der jetzigen Leichtigkeit des Druckes phänomenal ist —, daß die meisten seiner Werke bis auf den heutigen Tag noch die Hülle des Manuskripts nicht zerrissen haben.

Dem Dichter Miriam (Zenon Przesmycki), dem Herausgeber der Warschauer Zeitschrift „Chimera“, einer Zeitschrift, die das verwirklicht hat, was die „Insel“ verwirklichen wollte, gebührt das Verdienst, auf Norwid zuerst in gebührender Weise aufmerksam gemacht zu haben. Im Laufe der letzten sechs Jahre brachte die „Chimera“ nach und nach eine Reihe der besten Werke Norwids — lauter Erstdrucke —, von denen einzelne in dieses Buch aufgenommen worden sind. Sie gab im Jahre 1904 einen großen, 453 Quartseiten starken Norwid-Erinnerung-Band heraus, der als Ganzes in seiner künstlerischen Anordnung und vollendeten Äußerlichkeit als ein Muster derartiger Publikationen gelten könnte. Leider haben die wahrhaft heroischen Bemühungen Miriams so gut wie gar keinen Erfolg gehabt. Über den herrlichen, Norwid gewidmeten Band der „Chimera“ ist in der polnischen Presse *nicht ein einziges Wort* verloren worden. Die verstörte, von revolutionären Zornesblitzen vorwärtsgepeitschte Zeit ist an dem sich erhebenden großen Schatten Norwids achtlos vorbeigerast.*)

---

*) In den allerletzten Zeiten haben einige polnische Schriftsteller, darunter der verdienstvolle Literaturhistoriker Wilhelm Feldman, einiges über Norwid geschrieben. Ist das aber eine genügende Anerkennung und eine ausreichende Ehrung eines großen Dichters durch sein Volk?

Diese ungünstigen Verhältnisse haben es bewirkt, daß der Dichter nicht in seiner Muttersprache, sondern in einer Übersetzung zuerst an die große Öffentlichkeit tritt, denn die in einer Zeitschrift zerstreuten Werke sind naturgemäß nicht imstande, einen solchen Überblick zu gewähren, wie ein Buch. Die Berechtigung zu einer Veröffentlichung liegt, wie ich glaube, — ganz abgesehen von Norwids literarisch interessanter Stellung — im rein menschlichen Wert seiner Schöpfungen, die so überraschend neu und frisch sind, als ob sie ein großer Zeitgenosse geschrieben hätte.

Vom literarischen Standpunkt aus ließe sich Norwid am besten mit dem noch leider immer sehr wenig in Deutschland bekannten Franzosen Villiers de l'Isle-Adam vergleichen, der bekanntlich einen so starken Einfluß auf Maeterlinck ausgeübt hat. Inmitten einer naturalistischen Strömung blieb Norwid im philosophischen Sinne Idealist, ohne die neuen Ausdrucksfähigkeiten, die der Naturalismus mit sich brachte, zu verschmähen. Aus diesen zwei Elementen, aus dem Symbolischen und Realistischen, entspringt eine Mischung, wie man sie in der Kunst eines E. T. A. Hoffmann oder Jens Peter Jacobsen gesehen hat, ein Zweiklang von ganz besonderer Bedeutung für das Werden der neuen Kunst.

Auch als Vertreter der polnischen Kunst nimmt Norwid eine ganz besondere Stellung ein. Er ist der erste große polnische Dichter, der unmittelbar mit Europa verbindet. Die drei Dichter der Romantik, Mickiewicz, Krasinski und Slowacki, so gewaltig ihre Werke auch sein mögen, sind doch zu sehr „National"-Poeten, als daß sie in ihrer ganzen Größe in Europa erkannt und genossen werden könnten. Gewiß, ihre Dichtungen erreichen zuweilen die Glut und den Schwung der prophetischen Bücher des Alten Testaments; wie völlig losgelöst von dem politischen Beigeschmack müßte

 man sie aber lesen können, um sie wirklich als Ausländer ganz zu genießen. Immer und immer wieder wird man sich daran stoßen müssen, daß Polen das „erwählte“ Volk, der Mittelpunkt der ganzen Welt sein soll.

Das Polnische in Norwid ist eher von Chopinschem Geiste und seine Beziehungen zu Chopin sind sehr vielfacher Art. Er ist wohl auch der erste polnische Dichter, der so unmittelbar und so bedeutungvoll an Chopin anknüpft. Darin wird vor allen Dingen Norwids künftiger Einfluß auf die polnische Kunst liegen, darin berührt er sich mit dem von ihm so diametral verschiedenen Stanislaw Przybyszewski, dessen Werke eigentümlicherweise auch zuerst in deutscher Sprache erschienen sind.

Am bemerkenswertesten aber ist Norwids geistige Verwandtschaft mit einem seiner berühmtesten Zeitgenossen — mit Friedrich Nietzsche. Sicherlich haben beide nie ein Wort voneinander gelesen, ihre Weltanschauung ist eine ganz andere, man wird in dem stark und wahrhaft gläubigen Norwid nichts von Nietzsches „Gottlosigkeit“ finden, aber das Tempo, der Rhythmus, die geistige Finesse, das innere Aristokratentum, der Stil des ganzen Menschen, ihre Stellung zur Außenwelt, ja, selbst das Äußere ihrer Lebensschicksale, ihre große Einsamkeit und Losgelöstheit von den Dingen des äußeren Lebens, ihr starker Ekel vor dem Menschlichen, Allzumenschlichen reden eine deutliche Sprache. Nietzsche hat den Typus des modernen Bildungphilisters analysiert, Norwid hat ihn künstlerisch gestaltet.

Der vorliegende Band umfaßt nur Norwids novellistische Werke, die vielleicht am besten sich dazu eignen, den Dichter einzuführen. Sie zeigen eine einzige Seite seiner Begabung, aber mit einer solchen Deutlichkeit, daß der ganze Mensch sich darin spiegelt. Vom Dramatiker lassen

sie gar nichts und vom Lyriker nur weniges durchschimmern. 
Der Sammlung wurde noch der wundervolle, durch seine überraschenden Ausblicke interessante Essay Norwids „Das Schweigen“ beigefügt, der durch seine Art recht starke Analogien mit Nietzsche aufweist. Er bildet die philosophische Ergänzung zu den Novellen.

— „Ich schreibe das Tagebuch eines Künstlers, — ein bekritzeltes — in sich gekehrtes — wahnvolles . . . aber ein sehr wahrhaftiges“ sagt Norwid in einem seiner schönsten Gedichte. Diese Worte sind für seine Kunst bezeichnend. Sie gibt nur Erlebtes, aber freilich so tief Erlebtes und Durchdachtes, daß es symbolisch wirkt. Die Gestalten, die er zeichnet, sind Typen, auch die Intrige, wenn er sie nicht gerade verschmäht, wie z. B. im „Armband“, ist stets von einer tieferen symbolischen Bedeutung. Und ebenso wie er sein Kunstwerk aus dem Zeitlichen, aus einem „Tagebuch“ gestaltet, formt er sein Zeitliches, sein Leben zu einem Kunstwerk. Man weiß, leider, viel zu wenig von diesem Leben, um es deutlich bis in alle Einzelheiten überschauen zu können. Es sind nur noch erst Bruchstücke, nach denen man urteilen kann, denn Norwids Werk und Leben sind wie ein versunkener Tempel, den man erst mit vorsichtigen Spatenstichen aus Schutt und Sand herausgraben muß. Das, was man schon ans Tageslicht gefördert hat, ist bedeutend, es ist aber noch schwer zu sagen, ob man so viel findet, daß der ganze Bau daraus wieder rekonstruiert werden kann. Vielleicht haben schon Zeit und Nachlässigkeit ihr Zerstörerwerk getan.

Als Einundzwanzigjähriger verläßt Norwid im Jahre 1843 Warschau, das Haus seiner für ihn sorgenden Großmutter, einer Sobieska, die seine Erziehung leitete — die Eltern starben früh — und begibt sich ins Ausland. Die folgenden 40 Jahre seines Lebens lebt er außerhalb Polens und stirbt im 62. Lebensjahre in Paris. Seine Zeitgenossen fanden es für ausreichend, das reiche und vielseitige Leben des Dichters mit der kurzen, in ihrer Art beredten Etikette zu versehen: — „Er besuchte Italien und siedelte sich in Paris an, wo er im Elend starb.“ Mit welchen Gefühlen mag wohl der begabte, heißblütige Jüngling, der in den Tiefen seiner Seele eine nahe Verwandtschaft mit Lord Byron fühlte, die Heimat verlassen haben? Das Land, dessen Schönheiten und Poesie er, der Großstadt-Feind, nur auf einer einzigen Vergnügungs-Tour mit Dichteraugen erblickt hat. Empfindlich durch die vergifteten Pfeile einer rücksichtlosen Kritik in seinem jungen Künstlerstolz verletzt, sucht er voll Hoffnung den Westen Europas, das gelobte Land der Zivilisation auf. Leider sollte ihn das falsche Urteil über die ersten Versuche eines Zwanzigjährigen, der in den Warschauer Salons von den Frauen und von der Jugend gefeiert wurde, bis an sein Lebensende verfolgen. Man wußte nie etwas anderes, als gerade diese ersten kühnen, aber unreifen Versuche eines Jünglings als Maßstab von Norwids Persönlichkeit und Norwids Können hinzustellen und sprach vom vollendeten Künstler mit denselben höhnischen Ausdrücken, ja, fast mit denselben Worten, die einige Kritiker ehemals über den Anfänger hatten fallen lassen. Höchstens, daß nur noch da, wo er gar nicht mehr verstanden werden konnte, die Sentenz in Anwendung kam: Die Lobsprüche der Warschauer Salons hätten Norwid verdorben, die Atmosphäre des Weihrauchs hätte den Geist des Anfängers umnebelt und seinen übertriebenen Stolz ins Uner-

meßliche gesteigert. Lauter Gedankenlosigkeiten, die den Inhalt eines Menschenlebens erklären und erschöpfen sollten!

Der Westen zog den jungen Norwid mächtig an. Hier hoffte er Raum und Boden für seine künstlerischen Pläne zu finden. Die jungen Flügel, die man zu Hause stutzen wollte, holten zu einem weiten Fluge aus. Die ersten zwei Jahre verlebte er in Italien, wo er in Florenz, in der Akademie der schönen Künste malerische, bildhauerische und zeichnerische Studien trieb. Er sah Venedig, Rom, Neapel. Aus jener Zeit mögen wohl die Eindrücke stammen, die Norwid im „Geheimnis von Lord Singelworth", im „Armband" und in „Ad Leones" künstlerisch verwertet hat — die wunderbare, eindrucksvolle Schilderung der Adriatischen Dogenstadt, die katholischen Sitten und Bräuche in der „alten, schönen Stadt Florenz" (Armband), das Forum der Modelle am Monte Pincio in Rom (Ad Leones). In Italien lernte er Marie Trembicka, die Tochter des Generals Trembicki und die spätere Frau des Dichters Falenski, kennen, jene Frau, mit der ihn ein freundschaftliches Band fünfzehn Jahre lang verknüpfte. Dieser Freundschaft verdanken wir das wunderbare, wertvolle Dokument über Norwids Werdegang — eine zwölfjährige Korrespondenz voll tiefster Aufschlüsse, Beichten, glühender Aufschwünge und feiner Beobachtungen, die den Menschen und Künstler Norwid blitzartig beleuchtet.*) Nach einem verhältnismäßig kurzen Verweilen in Berlin, von wo er während der revolutionär bewegten 1848er Jahre ausgewiesen wurde, begibt sich Norwid nach Brüssel und Paris.

Der dreijährige Pariser Aufenthalt ist von großer Bedeutung für das Aufblühen und Ausreifen seines Künstler-

---

*) Die Veröffentlichung dieses wichtigen Materials für Norwids Biographie ist ein Verdienst des Dichters Miriam, des Leiters und Herausgebers der Warschauer „Chimera".

tums. Vor allen Dingen übt hier die Bekanntschaft mit dem kranken, schon fast sterbenden Chopin einen wichtigen und bleibenden Einfluß auf den jungen Dichter aus. Es scheint, trotz aller Widerwärtigkeiten, die das Leben der echten Künstler erfüllen, darin doch mindestens ein gütiges Schicksal zu walten, daß sie eher oder später dem Meister begegnen, dessen Nähe und Freundschaft ihnen die letzten Weihen gibt. Ein solch inniger, tiefer und bedeutungvoller Austausch von Gefühlen und Gedanken mußte zwischen Norwid und Chopin gewesen sein in „jenen vorletzten Tagen, welche die Fülle eines Mythos hatten und lichtblaß waren, wie das erste Frühlicht“, denn keiner von den Zeitgenossen hat so gut und tief Chopin verstanden, wie gerade Norwid. In einer begeisterten Dichtung, von einem reich differenzierten Rhythmus, der durch seine musikalischen Vorzüge schon an die Kunst Verlaines erinnert, hat Norwid später seiner Verehrung für Chopin einen genialen Ausdruck gegeben. Während seines Pariser Aufenthaltes kommt Norwid auch dem Dichter Julius Slowacki näher, diesem, wie er selbst einmal sagte, „ausschließlichsten Künstler unter den polnischen Dichtern“, der wegen dieser Ausschließlichkeit seines Künstlertums nicht die ihm zukommende Anerkennung bei Lebzeiten gefunden hat und erst viel später der Abgott der jungen polnischen Dichtung wurde. Einzelne der Zeitgenossen Norwids haben den haltlosen Unsinn verbreitet, Norwid wäre ein Epigone Slowackis. Diese vollständig aus der Luft gegriffene Behauptung wurde eifrig nachgeplappert und hat ihren ehrenvollen Platz in fast allen Literaturgeschichten erhalten. Sie steht auch in Brückners „Geschichte der polnischen Literatur“. Von ganz besonderer Bedeutung mußte das Verhältnis Norwids zu dem damals in Paris lebenden polnischen Philosophen und Mathematiker

Hoene-Wronski gewesen sein, einem sehr bedeutenden Manne und Denker, dessen Philosophie kantische und mystische Prinzipien verbindet. Hoene-Wronski muß Norwid die Tiefen Jakob Boehmes und der alten Kabbala erschlossen haben, worüber der Essay „Das Schweigen“ und die Dichtung „Die letzte der Fabeln“ nähere Auskunft geben. Auf diesem Wege kommt Norwid später ziemlich nahe an Maeterlinck heran, der bekanntlich als Dichter des „Schatzes der Armen“ ebenfalls mancherlei Anregung seinem Liebling Jakob Boehme, der Kabbala und den Zendschriften zu verdanken hat. 

„Es gibt Menschen und Zeiten,“ sagt Jean Paul, „wo einen rechtschaffenen Mann nichts mehr erquicken könnte, als — Prügel, die er gäbe.“ Etwas Ähnliches könnte man von den Zeiten sagen, in denen Norwid gelebt, gekämpft und geschaffen hat, und selbst sein Tod fällt kaum an die äußerste Grenze der neuen Zeit, deren erste Lichtscheine nicht mehr bis zu ihm gedrungen sind. Es war die Zeit der absterbenden Romantik, der immer größer werdenden Ernüchterung, die fast wie eine vollständige Unfähigkeit anmutet. Ein flacher Materialismus und ein kurzsichtiger plebejischer Naturalismus spreizen sich auf den Trümmern der alten Welt. Wissenschaft, Technik und Politik stehen im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Eine Wissenschaft zwar, die aus dem Wust der Spezialfächer nicht hinauskommen kann und keine umfassenden Ausblicke bietet; eine Technik, die gewiß erstaunlich ist, aber in ihrer Nutzanwendung wie ein berauschendes Gift wirkt, neue soziale Kluften aufreißt, den Kapitalismus, die Großindustrie, eine fieberhafte Geldgier und Spekulationwut großzieht. In poli-

 tischer Hinsicht sieht es vielleicht hie und da etwas günstiger aus, und große politische Talente sind wohl die einzig erfreuliche Erscheinung. Die Kunst liegt darnieder. Die tiefere, feinere Dichtung wird mit höhnischem Achselzucken belächelt und mißverstanden, sie muß dem platten, geistlosen Photographentum oder einer rastlosen, blassen Vielschreiberei, wie sie ein Spielhagen, Dumas oder J. Kraszewski (in Polen) ausüben, weichen. Die bildende Kunst steht unter dem Zeichen eines völlig ausdruckslosen Akademismus, das Musikinteresse erschöpft sich in theoretischen Kämpfen um die Zukunftmusik. Die Baukunst ist nichts mehr als möglichst sparsam arbeitende Technik zur Befriedigung der unmittelbarsten Bedürfnisse. Die Tradition des Kunstgewerbes ist in Vergessenheit geraten. Nichts verkörpert jene Zeit anschaulicher, als die geschmacklosen Frauenmoden von den steifen Reifröcken bis zu den verrenkten Tournüren. In Frankreich werden die napoleonischen Ideen, die am Anfang des Jahrhunderts alle Gemüter zur höchsten Begeisterung hingerissen hatten, für eine politische Maskerade ausgemünzt und einem Bankerott entgegengeführt. Paris, die erste und einzige Weltstadt Europas, deren Gebote sogar London befolgt, lebt zum ersten Male das widerwärtige, jegliche schöpferische Eigenart zermalmende Molochleben einer modernen Großstadt. „Il n'est pas étonnant", sagt der berühmte Maler und Chronikschreiber des Pariser Lebens Eugène Delacroix in seinem „Journal" — „qu'on trouve insipide le monde à présent. La révolution qui s'accomplit dans les moeurs le remplit continuellement des parvenus. Quel agrément pouvez-vous trouver chez des marchands enrichies, qui sont à peu près tout ce qui compose aujourd'hui les classes supérieures?" — Und ein anderes Mal entringt sich ihm, dem Gefeierten und Erfolgreichen, der vielsagende Seufzer:

„Cette cohue de tristes médiocrités est énorme, pas un trait de vérité, de la vérité qui vient de l'âme“ . . .

Ein gewisser Journalismus mit seiner Tendenz zur Verflachung und zu einer möglichst oberflächlichen Befriedigung der niedrigsten Neugierden erhebt sein Haupt.

In Deutschland ist das Jahrzehnt der großen Kriege in literarischer und künstlerischer Hinsicht so arm, wie nur wenige im neunzehnten Jahrhundert, und das der politischen Triumphe — sozial und künstlerisch eine Zeit des tiefsten Niederganges. Schlimmer noch war es in Polen, wo nach dem Zusammenbruch der dreißiger Jahre und nach den fieberhaften, verfehlten Aufschwüngen der vierziger und fünfziger Jahre eine vollständige Lethargie eintrat. Die fünftausend beschäftigunglosen polnischen Emigranten, die um die vierziger Jahre herum in Paris eifrigst Politik trieben, — eine Politik, in der Demokratismus, Revolution, Vaterlandsliebe und Mystik ein recht bizarres Ganze bilden, verlieren immer mehr den Boden unter den Füßen. Die großen Dichter der Romantik verstummen plötzlich, wie erschöpft, und Mickiewicz, der Prophet und Führer des Volkes, der mit seinen flammenden, leidenschaftlichen und edlen Gefühlsausbrüchen in den Vorlesungen des Collège de France die Gemüter der Pariser drei Jahre lang in Spannung hielt, der in Italien polnische Legionen zur Unterstützung der um ihre Freiheit kämpfenden Italiener bildete, stirbt in der Türkei als unermüdlicher Kämpe für die Freiheit, wie Byron, der Dichter der gescheiterten Revolution. Man hatte in Polen nach den bitteren Enttäuschungen des letzten Aufstandes vom Jahre 1863 jeglichem Idealismus den Rücken gekehrt und lebte in einer völligen Apathie, die sich damit zu täuschen versuchte, daß sie viel von „organischer Arbeit“ und „nationalem Wohlstande“ redete, ohne jedoch eng egoistische, philisterhafte

 Gesichtspunkte zu überschreiten. Kunst wurde nicht nur als Luxus, sondern als eine Vergeudung der nationalen Energien gebrandmarkt und auf ein erschreckendes Minimum reduziert. In solchen Zeiten wird es nicht wundernehmen, daß ein Dichter von der Tiefe und Feinheit Norwids, einer der absolutesten Künstler, ein Mann, der den Mut hatte, nicht einen Fuß breit von dem Pfade seiner Kunst, die sein Gewissen war, abzuweichen — nicht nur unbeachtet, sondern sogar verpönt sein mußte. In Polen wurde das erste vorgezogen. Man hat ihn mit einer Ausdauer und Zähigkeit totgeschwiegen, die ihresgleichen suchen. In Paris, wo man Norwid naturgemäß als den in einer fremden, schwer zugänglichen Sprache schreibenden Dichter nicht leicht verstehen konnte, hat er nur geringe Beachtung gefunden, die mehr auf seine Tätigkeit als bildender Künstler Bezug nimmt und im „Grand Dictionaire Universel“ von Larousse ihren Ausdruck gefunden hat.

Im Jahre 1852 verläßt Norwid fast fluchtartig „ohne den Abschiedsdruck einer einzigen ehrlichen Hand, mit einem Napoleon d'or in der Tasche“, wie es in einem Briefe an seine Freundin heißt, Paris, und schifft sich nach Amerika ein. Was ihn wohl zu einem solchen Schritt bewogen hat? Ob es hauptsächlich eine unglückliche Liebe war, wie gewisse Andeutungen aus seinen Briefen an die in Polen weilende Marie Trembicka vermuten lassen, oder ob auch noch Enttäuschungen anderer Art hinzugekommen sind, ist nicht klar zu ersehen. Jedenfalls kann man mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß die damaligen Zustände in Paris und vor allen Dingen die Verhältnisse unter der polnischen Emigration dem Dichter nicht behagt haben. Seine hochgespannten Hoffnungen, in Westeuropa ein Betätigungfeld für sich zu finden, jene Hoffnungen, mit denen er die Heimat verließ, mußten sich

nach und nach durch die Berührung mit der grauen, unerfreulichen Wirklichkeit in bittere Enttäuschung gewandelt haben. „Ich habe auf alles so lange gewartet," schreibt er in einem Gedicht, das diese seelische Stimmung am besten malt, „bis mein Herz zerriß, wie ein eiterndes Geschwür." Auf einem armseligen Segelschiff, auf dem er wahrscheinlich als ein ziemlich niedriger Angestellter die 62 tägige Seereise nach Amerika machte, sucht er den Unerträglichkeiten seines Daseins zu entfliehen, nicht mit dem Glauben eines europamüden Glücksuchers, der in der neuen Welt ein gelobtes Land zu finden hofft, sondern als Verzweifelter, wie es die Worte seines oben erwähnten Gedichtes zur Genüge beweisen: „Ich mußte mich dem Ozean anvertrauen, nicht um Amerika zu suchen, sondern nur, um nicht dort zu sein!" . . .

Die Eindrücke dieser Seereise, auf der er oft mit eigener Hand die dicken Schiffstaue ziehen und die Axt schwingen mußte, waren sehr reich und vielfältig, und es ist sehr zu bedauern, daß jenes Tagebuch Norwids, in das er alle Eindrücke seiner Reise getreu eintrug, nach dem Tode des Dichters scheinbar verloren gegangen ist. Einen Teil dieser Erlebnisse enthält die in diesen Band aufgenommene Dichtung „Zivilisation", in der Norwid mit großem Schwung und als genauer Kenner der grausigen Schönheiten des Meeres die poetische Vision einer scheiternden Welt entwirft. Jedenfalls mußte diese Überfahrt dem Erbitterten und Verzweifelten auch manche herrliche Stunden bereitet haben. Sie bedeutet für ihn einen gewaltigen Zuwachs an Menschenkenntnis und Erfahrung und auch eine Befestigung seines ganzen Wesens, das viel zu feinfühlig und empfindlich war, um den Angriffen der Welt trotzen zu können, ohne zu verbluten. „Es waren Tage des Hungerns und des Dürstens und andere noch," erzählt er weiter in seinem Gedicht aus Amerika, „Tage

 des Todes, da unschuldige Kindlein an der Milch der Mütter starben, die durch Ermattung verdorben ward. Ich sah zerschellte Schiffe und Matrosengesichter, in denen sich Todeszweifel malten. Ich sah die Nichtigkeit des Menschen, wie nie vorher! Aber — ohne Lüge — nackt in ihrer Wahrhaftigkeit. Ich sah Menschen — wenn auch noch so armselige — aber Menschen. Ich sah die Unbefangenheit der Nichtigkeit, ohne die Dekorationen der Tugenden, des Glaubens und der Klugheit. Wenn dort jemand auf jener elenden Nußschale einem ein besseres Stück Brot reichte oder ein ‚wie geht es dir' hinwarf, dann war es wirklich ein Stück Brot und ein ‚wie geht es dir!'"

In Amerika, vermutlich in New-York, blieb Norwid nur anderthalb Jahre. Die erste Zeit seines Aufenthaltes war mit mancherlei Kämpfen und Entbehrungen verbunden, er mußte durch schwere körperliche Arbeit mit der Axt in der Hand sein Brot verdienen, bis er schließlich an der Weltausstellung eine Stelle erhielt. „Ich kann hier leben aus dem Ertrag der Arbeit meiner Hände, was wahrhafte Poesie ist," schreibt er an seine Freundin. Was ihn bewogen hat, so rasch und allen früheren Vorsätzen zum Trotz das ihm unsympathische Amerika zu verlassen, ist nicht bekannt. Es waren wieder bittere Erfahrungen und Dinge, über die er in allgemeinen Worten an seine Freundin berichtet, so daß man aus ihnen nur ersehen kann, wie sehr er sich seelisch krank und ganz verlassen fühlte. An Bord des Dampfers „Pacific" kehrt er denn auch wieder im Jahre 1854 nach Europa zurück und mietet sich in London „fast im ärmsten Häuschen des ärmsten Stadtviertels" ein. Wo er die folgenden anderthalb Jahre verlebt hat, ist nicht bekannt; es ist möglich, daß in diesen Zeitraum seine Orientreise fällt. Im Jahre 1856 taucht er wieder in dem verhaßten Paris auf.

Voraussichtlich hatte ihn dorthin die Hoffnung geleitet, als 
Künstler und unabhängiger Mensch seine Kenntnisse und sein Talent auf dem großen Marktplatz der Welt ohne erniedrigende Kompromisse verwerten zu können, und die Aufnahme, die ihm in den Pariser Kreisen zuteil wurde, schien diese Erwartungen zu bekräftigen. Bald zeigte es sich jedoch, daß all seine Hoffnungen vergeblich waren, und immer eindringlicher mußte er sich davon überzeugen, daß „wenn ein Künstler in Paris in Not gerät, ihm bestenfalls eins der schrecklichsten Dinge passieren kann — eine Protektion, oder eine so geschickt untergeschobene Arbeit, daß man nicht sogleich ihre praktischen, dramatischen, sentimentalen und hölzernen Folgen erraten kann“. Er wollte aus seinem tiefsten Menschentum heraus wirken und schaffen können, nicht als Tagelöhner und Handlanger im Dienste der zeitlichen und meistens engen Gesichtspunkte Frondienst tun. Ein Wunsch, der in einer jegliche individuelle Eigenart zu ihren Zwecken zerbröckelnden Großstadt zum tragischen Ende führen mußte.

Wie oft hat er später versucht, der unheimlichen Umarmung dieses Weltstadtungeheuers zu entrinnen! Fünfmal allein war er im Laufe der folgenden siebzehn Jahre im Begriff gewesen, nach Rom zu fliehen, das ihn mächtig anzog. Jedesmal jedoch wurden seine Hoffnungen vereitelt, und die Versprechungen, die man ihm machte, hatten sich nie erfüllt. Zum letztenmal selbst im Jahre 1876 hatte er bereits seine ganzen Kisten nach Italien vorausgeschickt und mußte aus seiner mageren Kasse die Frachtkosten des Hin- und Rücktransportes bezahlen, da sich seine Erwartungen wieder einmal nicht erfüllen konnten. Die letzten 27 Jahre seines Lebens, den Zeitraum vom Jahre 1856 bis bis zu seinem Tode, der im Jahre 1883 eintrat, verlebt Norwid

 in Paris. Es ist eine Zeit der wachsenden Armut und Vereinsamung, aber zugleich auch einer erstaunlichen, ununterbrochenen Produktivität und einer unerschütterlichen Meisterschaft. Jedes Jahr bringt neue, köstliche Früchte seines Dichtergenies, gleichzeitig malt er, zeichnet, meißelt und schnitzt. Seine schöpferische Kraft muß in diesen Jahren ungeheuer gewesen sein, da er außer all den dichterischen Meisterwerken doch noch so viel als Maler schaffen mußte, um durch den Verkauf seiner Aquarelle und Zeichnungen seinen Lebensunterhalt zu verdienen, denn die Manuskripte wollte niemand drucken. In solchen Verhältnissen, die einen zwingen, „drei Tage zu verbrauchen, um einen freien Tag zu gewinnen“, war eine solche Fruchtbarkeit der Beweis eines seltenen Künstlerheroismus, den man bewundern muß.

In den Jahren 1856—59 dichtet er das gewaltige, „abgründliche“ Versepos „Quidam“, außerdem das Prosawerk „Schwarze Blumen“ (1856), das Poem „Der Mensch“ und „Die weißen Blumen“ (1857), eine groß angelegte Abhandlung „Über die Kunst“ (1858), ein satirisches Poem in Briefform (1859) und das rührende Gedicht in Prosa „Eine Handvoll Sand“ (1859), das in diesem Band Aufnahme gefunden hat. In den Jahren 1860—66 entsteht der lyrische Zyklus „Vade-Mecum“, aus dem leider nur einzelne, immerhin sehr wertvolle Bruchstücke erhalten geblieben sind, gleichzeitig aber im Jahre 1860 die herrlichen Vorlesungen über Slowacki, im Jahre 1861 „Die Civilisation“ (s. S. 3 dieses Bandes), in den Jahren 1862—64 die dramatische Dichtung „Der Schauspieler“, im Jahre 1863 die Rhapsodie „Fulminant“ und im Jahre 1865 „Die Tänzerin“ und die gewaltige, geniale Dichtung „Chopins Klavier“. Die Jahre 1866—69 sind wieder dramatischen Arbeiten gewidmet und bringen die dramatische Fantasie „Hinter den Kulissen“, außerdem noch

die prächtige Rhapsodie „Von der Freiheit des Wortes“ 
(1868—69).

Während der stürmischen Jahre 1870—71 scheint sich der Dichter ganz von der grauenhaften Wirklichkeit abgewandt zu haben: — er übersetzt Homer. Diese Übersetzung ist nicht über einige Gesänge der Odyssee hinausgekommen, aber sie ist das Vorzüglichste, was in Homerübersetzungen je geleistet wurde. Ich kenne keine, die ihr nahe käme. Man meint beim Lesen, ein ganz neues Werk vor sich zu haben. Die polnische Dichtkunst schenkte der Welt „das einzig gelungene Epos des neunzehnten Jahrhunderts“, wie Georg Brandes in seinem interessanten und lesenswerten Buch „Polen“ über das Epos „Herr Taddeus“ von Mickiewicz schreibt. Es ist, als ob in Norwid all die epischen Fähigkeiten eines Mickiewicz sich in den Dienst Homers gestellt hätten, um noch einmal das „alte, meerdurchrauschte“ Buch zu wahrem Leben zu erwecken.*) Als Maßstab der Odysseeübersetzung Norwids möge folgende Bemerkung aus seinem Vorwort zu jener Übersetzung dienen: „Im ersten Gesang nimmt Athene eine fremde Gestalt an und lügt als Göttin mit großer Geläufigkeit . . . Aber während sie so lügt und zum eigentlichen Zweck ihrer Lügen kommt, fängt sie sofort an zu stottern und den Faden der Rede zu verlieren — sie, die Athene. — Das ist rührend! — und die Übersetzer halten es für eine Vernachlässigung des Reimes.“ —

In seiner Zurückgezogenheit scheint jedoch der Dichter über die ihn umbrandende, für die Geschicke Europas folgen-

*) Ich muß bemerken, daß jenes kleine Zitat, das im „Schweigen“ Seite 178 dieses Buches steht, eine etwas freie Übertragung ist, die den Zweck verfolgt, einen gewissen, noch wenig beachteten Sinn, der sich in den Anfangsversen der Odyssee verbirgt, zu unterstreichen. Die dichterische Übertragung Norwids hat diese Freiheiten nicht. —

 schwere Wirklichkeit viel nachgedacht zu haben, wovon der interessante, im Jahre 1871 in französischer Sprache geschriebene Essay „Philosophie de la guerre“ ein beredtes Zeugnis ablegt. Im Jahre 1872 beginnt Norwid seine geniale dramatische Dichtung „Kleopatra“, deren ersten Akt er zwischen 1872—75 vollendete; der zweite Akt scheint in den folgenden drei Jahren geschrieben worden zu sein; mit den Arbeiten am dritten, leider nicht vollendeten, hat er wohl im Jahre 1878 begonnen. „Kleopatra“ ist vielleicht das Gewaltigste und Beste, was Norwid geschaffen hat. Der Gang des Dramas ist von einem majestätischen, überwältigenden, wenn auch wenig bewegten Rhythmus, die überraschende Konzeption einer „menschlichen“ Kleopatra und vor allen Dingen eines Caesar, der in seiner monumentalen römischen Knappheit herrlich getroffen ist und sogar den Caesar eines Shakespeare überragt, sind Beweise vollendeter Meisterschaft. Außer diesem Hauptwerk wird in den Jahren 1872—78 eine ganze Reihe kleinerer Dichtungen, Essays, philologischer Broschüren geschrieben (Norwid wird im Jahre 1873 Mitglied der Société de Philologie).

Diese Zeit der potenzierten Schaffenskraft ist die Zeit einer immer unerbittlicher drohenden Armut, einer immer größeren Vereinsamung des Dichters. Im Jahre 1857 bricht auch der einzige seelische Gedankenaustausch Norwids mit einem Menschen, die Korrespondenz mit Marie Trembicka, schrill ab. Noch im Jahre 1856 hatte er ein kleines, nettes Atelier im Sommerschlößchen des Grafen Choisille. „Wenn ich meine große Glastüre öffne, schreibt er an Trembicka, bin ich ganz wie auf dem Lande. — Gegenüber liegt ein Nonnenkloster mit einem hölzernen Kreuz über dem Gebäude. Das Kreuz ist nur vorläufig hingesetzt, weil der Bau nicht vollendet ist, und als solches ist es einfach, wie die Kreuze

auf dem Lande — obgleich die Kreuze doch überall sich gleichen. Auf dem Hof habe ich einen Marmorbrunnen aus Griechenland, aus dem ich mein Wasser schöpfe. Wenn ich gegen Abend zum Essen gehe, muß ich die Champs Elysées durchqueren, wie ein Korso, während der Karnevalszeit — so viele Wagen und Fußgänger sieht man dort. Ich habe meine eigenen Möbel, wie sie gewiß niemand hat, denn ich möchte nicht, da ich mich nun einmal an die Schiffsmöbel gewöhnt habe, dieser Gewohnheit untreu werden, die darin besteht, daß man so wenig wie möglich Bequemlichkeit nötig hat. Und die, welche meine Hängematte sehen, finden sie sehr schön, denn sie wissen nicht, daß keiner von ihnen nicht einmal eine Woche darin schlafen könnte — was mir sehr schmeichelt und — große Freude bereitet.“ —

Das waren noch gute Zeiten! Norwid hatte damals genügend Arbeit und manche Hoffnung für die Zukunft. Im Jahre 1858 aber findet ihn schon einer seiner Landsleute „in einem winzigen, ärmlichen Stübchen“. Im Jahre 1877 sieht sich der Dichter genötigt, im Armenhaus Zuflucht zu suchen. Und hier schafft er noch sechs Jahre lang mit unerschütterlicher Geistesstärke weiter. In dieser Zeit entstehen die meisten Prosawerke, die in dem vorliegenden Bande Aufnahme gefunden haben: — zwischen 1878—81 die prächtige Satire aus dem Künstlerleben „Ad Leones“, die humorvolle, glänzende Novelle „Das Geheimnis von Lord Singelworth“, — ein ewig aktueller, in seiner mutwilligen Kühnheit entzückender Angriff gegen die Lex-Heinze-Verehrer aller Zeiten, und die von Liebe zur ganzen Kreatur erfüllte poetische „Letzte der Fabeln“. Im Jahre 1882 wird das weise „Schweigen“ gedichtet und im Jahre 1883 „Das Stigma“, jenes schönste und reifste aller novellistischen Werke Norwids, bemerkenswert durch seine symbolische

 Tiefe, — bis der Tod dem Einsamen am 28. Mai 1883 die Feder aus der Hand nimmt.

In dieser Aufzählung der dichterischen Werke Norwids, die ich der wertvollen Arbeit Miriams über Norwid entnehme, ist seine Produktion als bildender Künstler noch gar nicht berücksichtigt. Man bedenke, daß zur gleichen Zeit auch eine ganze Reihe Ölbilder, Aquarelle, Zeichnungen, Karikaturen, Stiche und Radierungen entstanden sind, deren Zahl nicht hinter Norwids dichterischen Werken zurücksteht. Erst so wird man sich das Bild des Künstlers etwas deutlicher rekonstruieren können. Die Zahl der unvollendeten und vielversprechenden Werke, die der Sterbende hinterließ, zeugt davon, daß der gütige Genius der Kunst dem von der Welt Vergessenen und Verlassenen bis zum letzten Atemzuge nahe gewesen sein muß.

Bei der Disposition der Werke dieses Bandes waren nicht chronologische Gesichtspunkte maßgebend. Es schien mir viel wichtiger, sie ihrem seelischen Inhalte nach zu verteilen. Sie zeigen also zwei Gesichter: — Das eines Satirikers und das eines segnenden Priesters. Diesen beiden Eigenheiten der Norwidschen Psyche scheinen auch die zwei Porträts des Dichters zu entsprechen, von denen das zweite ein Selbstporträt ist und aus der Zeit seines Verweilens im Armenhaus stammt. In seinem Gedicht aus Amerika an Marie Trembicka schildert Norwid sehr treffend diese beiden Seiten seines Wesens . . . „Euch sag' ich, von der Höhe der Trümmer meiner selbst, daß ich aus tiefster Seele segnen möchte. — Ich möchte . . . das ist alles, was ich kann . . . Der Rest ist nicht in meinen Händen, denn dort, wo mein

Können endigt, bin auch ich zu Ende." — Man dürfte aber immerhin Norwid nicht ausschließlich als einen Satiriker beurteilen, dazu ist die Skala seines Liedes viel zu groß. Er hat den Blick für die Ironien des Seins, für die tiefsten, unerklärlichsten. Das kontrollierende Überbewußtsein ist in ihm immer wach, darin gleicht er Nietzsche, aber sein Sang kann sich trotz seiner epigrammatischen Schärfe zu einer Fülle und einer Harmonie entwickeln, die so lebenbejahend, so himmelhoch jauchzend sind, daß es ungerechtfertigt wäre, ihn „Nur-Satiriker" zu nennen, wie zum Beispiel die Gräfin Schuwaloff, die Norwid mit den Worten angedichtet hat: „Monsieur, vos vers ne sont qu'une épigramme." Von seiner satirischen Begabung könnte man am besten mit den Worten Huysmans aus „A Rebours" reden, in denen Villiers de l'Isle-Adam charakterisiert wird: „Das waren nicht mehr Edgar Poes paradoxe Mystifikationen, das war der Hohn, die grausige Komik eines Swift. All der Schmutz der zeitgenössischen Nützlichkeitideen, die ganze Schmach des Merkantilismus unseres Zeitalters verherrlichte er mit beißender Ironie" . . . Nur, daß bei Norwid die Ironie öfters tränenschwanger als beißend ist. Immer wieder scheint sie von einer verhaltenen, warmen Helle durchleuchtet zu werden, die sie in Tränen auflöst. Jenes „Ich möchte aus tiefster Seele segnen" behält seinen Klang. Seine Satire ist direkt, er ist ein Moralist und hält das Ideal offen an den gegeißelten Gegenstand; aber sein Geißeln ist wie ein leises, zartes Streicheln rieselnder Tränenströme. Sie sind wie kleine Nadelstiche und fressen sich fast unmerklich in die Seele ein, wie die Trauer Chopinscher Präludios, um das beißende Salz, das sie mit sich tragen, abzulagern — das Salz, das ins Blut übergeht. Vielleicht liegt darin etwas von der Natur der großen melancholischen Ebenen des

 Polenlandes. Die Ironie betrachtet Norwid als „den notwendigen Schatten des Seins“. In einem Gedicht aus dem Zyklus „Vade-Mecum“ sagt er in bezug darauf: „Glaubt ihr, daß das goldene Zeitalter von selbst ohne Kämpfe der Menschheit tagen wird? Und wohin, denkt ihr, würden eher jene Tugenden führen, vor denen man aus Angst vor Lächerlichkeit zurückbebt?“ — Es gibt aber noch eine andere Ironie, die er ebensogut kennt. „Du trittst auf die Straße hinaus, besorgt um deinen Anzug und deinen Hut, erzählt er in einem seiner Briefe an Marie Trembicka, denn du sollst einen Besuch machen. Du haßt große Eile. Da, in einer engen Gasse — ein Zufall! —: ein Mann, der einen Sarg trägt, stößt dich an und wirft dir den Hut vom Kopf. Wessen Schuld ist es, daß hier die Ironie der menschlichen Dinge stattgefunden hat? Willst du den Menschen anklagen, der vielleicht mit der größten Andacht seine Last trug, oder dich selbst, oder das Leben des Verstorbenen, den du nie gesehen hast, oder vielleicht deinen Hut? . . . So ist es mit der unabsichtlichen Ironie.“ — Aus der Vereinigung dieser beiden Empfindungen entsteht dann das satirische Moment, das für einen Teil von Norwids Dichtungen so bezeichnend ist. Man fühlt bei ihm immer hinter den Lächerlichkeiten des Lebens jene „Unabsichtliche Ironie“ der Menschendinge.

Norwids Verhältnis zu seiner Zeit und seinen Zeitgenossen bietet vor allem vielfache Analogien mit Nietzsche. Sie sind beide, so sehr ihre Ausgangspunkte auch sich unterscheiden, Verkünder eines ausgesprochenen Individualismus und bekämpfen beide jenen gegen die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts aufkommenden und sich breitmachenden neuen

Typus des europäischen Bildungphilisters. Beide sind sie 
die erbittertsten Feinde jener plebeischen Nivellierungsucht, jener seelischen Roheit, jener Kulturlosigkeit und Zerfahrenheit ihrer Zeit, die hinter den Masken einer weitherzigen Liberalität und vorgetäuschten Universalbildung ihre geistige Nichtigkeit und Unproduktivität, ihre moralische Schwäche und Ratlosigkeit zu verbergen sucht. Sie verachten diese Dinge bis zum Ekel! — Nietzsche ist mehr der Ersehnende, Vorausdenkende — Norwid der Erlebende, Erduldende. Bezeichnend für diesen Unterschied ist ein Ausspruch Norwids: „Um national zu sein, muß man übernational werden, und gerade auch darum übermenschlich, um menschlich zu sein.“ Das, was Nietzsche als Zukunftideal, als leitenden Stern projiziert, wird für Norwid zum Kanon der Gegenwart — seiner Gegenwart freilich, und eine so begriffene Gegenwart ist auch stets Zukunft, denn sie ist außerhalb der Zeitlichkeit.

Den Typus des Bildungphilisters hat Norwid mehrmals gezeichnet, am eindrucksvollsten wohl im „Stigma“, im Redakteur, nach dem symbolisch tiefen Traum, in welchem vor den Augen des Träumenden die lange Reihenfolge der Jahrhunderte vorüberzieht — jener Jahrhunderte ohne Gegenwart, die nur verschiedene Stigmata der Vergangenheit schleppen. Diese absolute Nichtigkeit des Bildungphilisters gegenüber den gewaltigen Mißgriffen irregegangener, zu sich selbst noch nicht gelangter Völker und Jahrhunderte wird durch den Redakteur mit einer grandiosen Ironie verkörpert. Man muß unwillkürlich an Zarathustras Worte denken:

„Vollgeschrieben mit den Zeichen der Vergangenheit, und auch diese überpinselt mit neuen Zeichen: also habt ihr euch gut versteckt vor allen Zeichendeutern.“

Selbst ein „dummes“ Gänsemädel hat mehr Gegenwart, als solche „Gegenwärtigen“! —

Wunderbar ist auch jene Stelle aus dem „Schweigen", wo Norwid „die brausenden Meere der Energien und Betätigungen" jener sogenannten Kulturzentren mit Äschyleischem Griff zu verkörpern versucht. In den zwei Kolossalgestalten, die sich ihm darstellen, sind die zwei Prinzipien, die jenen „gewaltigen Kulturlärm" vollführen, prachtvoll getroffen worden: — „der rücksichtlose, selbstsüchtige Personalismus" und die „listige, kriechende Assimilisation".

Ganz im Sinne Nietzsches sind Norwids Angriffe gegen das maulwurfäugige Spezialistentum, seine Betrachtungen über den Nutzen und Nachteil der Historie und vor allem seine heroische Weltanschauung, deren Ausdruck das „Schweigen" ist:

„Ich glaube gar nicht, daß es dem Menschen genügen sollte, alles zu wissen! Im Gegenteil glaube ich, daß der Mensch stets mehr wissen müßte?! — (Wieso? Mehr sogar als alles?!) — Der Mensch braucht zu jeder Zeit und Stunde, jeden Augenblick und bei jeder Gelegenheit alles zu wissen, was er in solchen Fällen und unter solchen Umständen, als er selbst und als Glied der menschlichen Gesellschaft wissen sollte. — Und dieses scheint mir mehr als alles zu sein, denn es ist alles plus Kenntnis der Unwissenheit selbst und ihres Maßes.

Man hat schon viel darüber gestritten, ob Nietzsche wirklich polnisches Blut in seinen Adern gehabt hat oder nicht; ob die Familie der Grafen Nieckis nachweislich zu seinen Vorfahren gezählt werden kann. Ich glaube, daß diese Fragen durch Nietzsche selbst vollständig entbehrlich gemacht worden sind. Seine starken Sympathien für das urtypisch Polnische sprechen eine allzu beredte Sprache, als

daß man sie nicht berücksichtigen müßte. Möge das Blut- oder Wahlverwandtschaft sein, sie läßt sich nicht leugnen und sie als Schrulle, „als eitel Sport und Spielerei“ zu deuten, wie es Overbeck in seinen „Erinnerungen“ getan, scheint mir doch etwas allzu gewagt. Man lese aufmerksam all das, was Nietzsche über Chopin geschrieben hat, — über diesen ersten großen Künstler, der das Polnische in einer den Europäern zugänglichen Gestalt verkörperte. Manch interessanten Aufschluß über diese Frage könnte auch Stanislaw Przybyszewskis psychologisch feine Broschüre „Chopin und Nietzsche“ gewähren, desto mehr, da Przybyszewski, als Lyriker, jener unter den lebenden polnischen Dichtern ist, der am meisten Chopin in sich hat. Ich denke, daß die Bekanntschaft mit Norwid wertvolle Beiträge zur Lösung dieses Problems beisteuern dürfte. Erstaunlich sind in dieser Hinsicht manche Stellen aus dem „Schweigen“, denen nur der schillernde, prächtige Stil Nietzsches fehlt, um als Erzeugnisse seiner Feder angesehen werden zu können. Das Tempo, die Art der Beweisführung, die man Dyogenisch nennen könnte, und die alle Vorbedingungen für das Aphoristische (jenen allerfeinsten Oscillations-Messungapparat der Gedanken) in sich schließt — auch bei Norwid stoßen wir hauptsächlich in seinen Kunstkritischen Schriften auf den Aphorismus ganz Nietzschescher Art — jenes à-peu-près und das volle Bewußtsein eines solchen à-peu-près, der ganze Rhythmus, in dem mit der großen Begeisterung zugleich etwas Ironie mitschwingt, sind — glaube ich — ein recht breites und ausgiebiges Gebiet für vergleichende Untersuchungen.

Sehr viele Berührungpunkte bietet ebenfalls Norwids und Nietzsches Lyrik, wie das z. B. das folgende Gedicht Norwids aus dem „Vade-Mecum“ beweist.

Das Fatum.

Wie ein wildes Tier kam das Unglück zum Menschen, versenkte in seine Augen den unheilbringenden Blick — und lauert. — — Wird er fliehen?

Und der Mensch begann es mit seinem Blick zu messen, wie ein Künstler, der die Formen seines Modells mit den Augen mißt! Und als es sah, daß es beschaut wird, daß der Mensch zu sehen versucht, welchen Vorteil er aus seinem Feinde ziehen könnte, erzitterte es in seiner ganzen Schwere — — und zerstob! —

Daß Nietzsche und Norwid in ihrem Verhältnis zum Christentum eine so grundverschiedene Stellung einnehmen, wird nicht befremden können, denn man kann Nietzsche selbst als gläubiger Mensch viel näher stehen, als die meisten der unproduktiven Nach-Zerstörer, die sich zuweilen „Freigeister“ zu nennen lieben, — und um so leichter, natürlich, konnte man es, wenn man nicht sein Nachfahre, sondern sein Zeitgenosse war.

Die Berührungpunkte zwischen Norwid und Chopin sind sehr mannigfaltig. Die Verbindung einer schmerzlichen und scharfen Ironie mit jener überraschenden, abgründlichen Klarheit, die Przybyszewski mit dem Aufleuchten der Sonne vergleicht, wenn die dumpfen, grauen Nebelschleier nacheinander wie weggezogen werden, ist bei beiden vorhanden. Man wird aber bei Norwid naturgemäß ein größeres Überwiegen der Klarheit finden. Er hat Chopin nicht nur verstanden, sondern auch die Tragik seiner Lage begriffen, ja,

zum Teil an sich selbst erlebt. Manches von diesen Erlebnissen ist in den Briefen an Marie Trembicka enthalten. An einer Stelle sagt er z. B., indem er von einem ihm befreundeten jungen Dichter spricht: 

„Ich weiß sehr gut, wie er (jener Dichter) vor kurzem durch seinen Lyrismus der Schwindsucht nahe war, sich immer mehr in die ätherischsten, bis zum Höchsten verfeinerten Schönheiten des Gefühlvollen vertiefte und doch in einer Welt der Konventionalismen leben mußte — so daß er einem Menschen glich, der, je herzloser der Kreis der Leute ist, den er betritt, um so empfindlicher seine schmerzbebenden Saiten anspannt, damit er um so ungerechter hin und her gezerrt werde. Als ich ihm dieses ziemlich scharf sagte (und ich konnte es ja um so freier, da ich selbst früher auf diesen Pfaden gegangen war), nahm er das für eine unchristliche und ironische Stimmung. Er wurde magerer und fing an Blut zu spucken, und ich sagte ihm das doch nicht, um mit ihm zu spielen, sondern aus Liebe zum Menschen, der mir etwas Heiliges ist. Ich kannte ja Friedrich Chopin, der auf gleiche Weise den herzlosen Konventionalismen zum Opfer fiel — jenen Konventionalismen, die ihn dann beweinten. Da hat man doch schon besser die römischen Sklaven behandelt, als man sie ehrlich in Stücke hackte und die Karpfen in den Teichen mit ihnen fütterte . . . Ich sagte ihm: „Man kann auch den höchsten Lyrismus erreichen, man muß aber dabei in Sandalen oder barfuß gehen und mit einem Stock in der Hand (der Lyrismus ist immer asketisch; — ein fruchtloser Asketismus jedoch, ein passiver — der kein Opfer für irgend etwas ist — ist Selbstmord) — sonst mußt du an Schwindsucht sterben, und man wird dich wunderschön beweinen und dir ein erbärmlich gemeißeltes Denkmal errichten, das eine Frau darstellt, die mit der Leier

 in der Hand weint! Chopin hat man ebenfalls diese Frau aufs Grab gestellt, die da weint . . .“ —

Man wird bei Norwid Klänge finden, welche an die von Ironie und Schmerz durchzuckten, dann wieder himmelversunkenen Impromptus erinnern, auch vieles vom Geiste der an jenen „tristesses douloureuses“, wie George Sand sagt, so reichen Praeludien. Die Mazurkas, die schlicht, volkstümlich und doch zuweilen abgrundtief sein können (wie das Op. 17 Nr. 4 oder Op. 63 Nr. 3) sind ihm verwandt, und in dem majestätischen Fluß seiner herrlichen Ottaverime, in denen er mit großer Vorliebe dichtete, wird man das Tempo der Chopinschen Polonaisen erkennen. Eine starke Ähnlichkeit mit Chopin zeigt z. B. das kleine Gedicht aus dem „Stigma“.

Während jener „vorletzten Tage“, die Norwid in seiner Dichtung „Chopins Klavier“ erwähnt, wenn Chopin am Klavier saß und seine blassen, „segnenden“ Hände wie „Straußfedern über den Tasten aus Elfenbein schwebten“, mußten sich die beiden Künstler sehr nahe gekommen sein, und Norwid hat vom Wesen Chopins jedenfalls mehr begriffen, als alle seine Zeitgenossen zusammengenommen. Man beurteilt Chopin auch heute noch mit einer gewissen Einseitigkeit, indem man ihn immer nur durch diese Atmosphäre hindurch sieht, in der er gezwungen war zu leben. Er ist keine Treibhauspflanze der vornehmen Salons, kein „parfümiertes“ Genie, wie man ihn gern in der heutigen Musikwelt zu nennen pflegt, — er ist viel, viel mehr und nimmt als Musiker eine so eigenartige Stellung ein, daß er mit niemandem verglichen werden kann. Nietzsche hat das einmal — ich glaube in der „Morgenröte“ — mit großem Nachdruck betont.

„Das Erheben der Eingebungen eines Volkes zu einer die ganze Menschheit durchdringenden und umfassenden

Macht, sagt Norwid — das Erheben des Volklichen zum Allmenschlichen nicht durch äußerliche Anpassungen und formale Konzessionen, sondern durch die innere Entwickelung und Reife — das ist es, was die Muse Chopins singt. Und darin erklingt das Vorspiel zu einer nationalen Kunst. — Sie hat Gedanken, die noch nicht unseren Gesichtskreis erreicht haben und von weitem mit ihren Flügeln rauschen wie Aeolsharfen.“ In dem, was hier Norwid zum erstenmal ausgedrückt hat, liegt tatsächlich ein gut Teil von Chopins Originalität, — das Polnische, das zum erstenmal aus sich selbst eine für die ganze Menschheit gültige Verkörperung gefunden hat. — Jene seltsame Mischung von orphischer Inbrunst, Melancholie, Adel und Grazie! An einer andern Stelle sagt Norwid: „In Polen wird vom Grabe Chopins sich die Kunst ausbreiten, wie ein Kranz aus Feldwinden.“ Und die erste Ranke dieser neuen Kunst bildet gerade Norwids Schaffen. Er ist der erste rechtmäßige Erbe Chopins. — 

In seiner Beziehung zur modernen Kunst ist Norwid außerordentlich interessant. Bemerkenswert ist vor allem bei ihm das Ringen um das Wort. Er ist oft schon so differenziert und genau im Ausdruck, wie ein Moderner, er weiß auch recht gut, daß „die Worte noch zu schwer sind“, um gewisse Dinge auszudrücken, daß „die Grenzen der Worte noch Worte sind“, und dieses Wissen gibt ihm die Fähigkeit, mit Worten jenes Ungreifbare zu fassen, das kaum blitzartig erst hin und wieder in seinem Bewußtsein auftauchte. Darin gleicht er vor allem den modernen Franzosen. In der Widmung zum „Armband“ befindet sich eine solche Stelle.

In jener schönen, alten Stadt Florenz,
Du weißt es, gingen wir gar oft spazieren,
von Dingen redend — von gewissen Dingen,
die einen unbestimmten Inhalt haben,
und doch in ihrer Ganzheit wie ein Klingen sind.
Nicht Zeit noch Menschenwille können sie verwischen.
Sie klingen wieder – und gedankenschwer
sinnt wohl der Mensch dem Klingen nach,
das durch die Lüfte zittert, wie ein Grabgeläut.

Diese Worte antizipieren Verlaines berühmt gewordenes Gedicht:

Le soir tombait, un soir équivoque d'automne
Les belles, se pendant rêveuses à nos bras
Dirent alors des mots si spécieux, tout bas,
Que notre âme depuis ce temps tremble et s'étonne.

Solche Worte bewertet er hoch. Sie sind ihm das „Vermächtnis der Tat“. „Was man nicht durch Taten erreichen kann, vermacht man in Worten,“ sagt er in seiner Dichtung „Promethidion“ (einem tiefen Evangelium der Kunst). „Nur solche Worte sind nötig und solche nur können in Taten auferstehen.“ Sie ersetzen ganze Bücher! In diesem seinem Streben, in dieser Redlichkeit des Wortes wirkt er besonders sympathisch. Das Motto, das über der Einleitung zu seinem „Promethidion“ steht — Morituri te salutant, veritas! — könnte man über sein ganzes Werk setzen. Sein Schaffen ist das „Tagebuch“ eines Künstlers — „ein sehr wahrhaftiges!“ In dieser Wahrhaftigkeit liegt auch die Quelle jener, in der europäischen Literatur zu seiner Zeit noch so ungewöhnlichen Verbindung von Idealismus und Naturalismus. Sehr fein hat er diese seine doppelte Ausdrucksfähigkeit — ohne die eigentlich eine große Kunst nicht gedacht werden kann — in einem der Briefe an Marie Trembicka definiert.

„Falsche Ansichten über eine unmaterielle Gefühlswelt gaben den Anlaß zur Verwirrung aller Beziehungen in der menschlichen Gesellschaft. Gefühle, die so gesteigert werden, daß sie die letzte Grenze der Zartheit überschreiten, verwandeln sich in Subtilität. — Subtilität ist aber nicht das Gebiet der Gefühle, sondern das der Gedanken. Die Gefühle also, die in das Gebiet des Gedankens hinübergreifen, werden unwahr durch die Unwahrheit ihrer Lage. — Die Wahrheit kann hienieden nicht in ihrer Ganzheit durch das Wissen und den Gedanken oder durch das Gefühl allein umfaßt werden — eine Wahrheit aber, die nicht ganz ist, ist keine Wahrheit und darum muß sie hier, auf diesem Planeten, durch den Gedanken, das Gefühl und das Leben zugleich umfaßt werden — deshalb ist, um der Wahrheit willen das materielle Moment notwendig. Wer so weit gekommen ist, hat das volle Recht zur Materie und ist doch kein Materialist. Er hat dasselbe Recht wie ein Bildhauer, der mit hochgestreiften Ärmeln vor einem Klumpen klebrigen Tons steht und sich seine Arme bis an die Ellbogen beschmiert, während er in seinen Gedanken und in seinem Herzen das makellose Ideal trägt. — Er hat das Recht, durch seine Tat die Materie zu verachten, und zwar so harmonisch und tätlich, bis ihm aus diesem Ton eine Engelgestalt entgegenblickt und durch ihre ganze Reinheit seine beschmutzten Hände zurückstößt . . . Ein solches Ringen ist erst wahre, echte Poesie, wahres, echtes Drama — das ist wahres Leben!“

Diese doppelte Fähigkeit des Materiellen und Ideellen stellt Norwid neben solche Künstler wie E. T. A. Hoffmann, Jens Peter Jacobsen, Villiers de l’Isle-Adam. Mit Villiers vor allem verbinden ihn mancherlei verwandte Züge. Ganz besonders wäre auf die Ähnlichkeit der „Kleopatra“ mit dem

 kongenialen, herrlichen, mystisch-tiefen, fast möchte ich sagen germanisch-tiefen Drama Villiers „Axel“ hinzuweisen, in dem schon jenes Zurücktreten des hörbaren Dialogs vor dem Singen der Seele, wenn auch noch nicht so vollkommen und deutlich wie bei Maeterlinck, versucht wird. Jener schweigsame Kampf, der damals in der ganzen europäischen Kunst durch große Neuerer ausgefochten wurde: — das Befreien der Oper von der Arie, der Malerei vom Genre und mehrere Jahre später des Dramas von der Anekdote (durch Maeterlinck), spiegelt sich auch in Norwids Schaffen. Man könnte diese Bestrebungen mit der Definition Norwids aus dem „Schweigen“ charakterisieren: — „Das Zeitalter der Anekdote hat seinen Abschluß gefunden, und es naht die Zeit der Revolution!“ — Ein sehr interessanter Versuch von diesem Standpunkt aus (und nicht der einzige Versuch Norwids) ist die Novelle „Das Armband“ (s. S. 105) — ich weiß nicht, ob man sie noch Novelle nennen soll. Hier gibt es fast gar nichts als Alltägliches, es geschieht nichts, könnte man sagen, — und wie tief und bedeutungvoll ist das Klingen der Dinge und Geschehnisse. Wie das inhaltlose, fast gespenstige (weil seelenlose), mit Hoffmannscher Geisterhaftigkeit gezeichnete Leben der Genießenden ziellos hin und her wogt, wie ihm alles zum Spiel wird (Eulalias dreifacher Name), wie tief unten in ihrer schon viel realeren Armut die Duldenden leben und „das bißchen Gottesgegenwart“, wie der Zug eines vertriebenen Königs, fast unbeachtet sich auf abseits liegenden Wegen durchs Leben schleicht, wie die Menschen in ihrer Blindheit die für sie bequemen Zufälligkeiten als Vorsehung und Schicksal anzuerkennen stets bereit sind — alles das sind gewiß Dinge:

die einen unbestimmten Inhalt haben
und doch in ihrer Ganzheit wie ein Klingen sind!

Sehr klar hat Norwid das in der Vorrede zu seinem großen Poem „Quidam“ erklärt, das er eine Parabel nennt. Diese Vorrede ist an einen der großen polnischen Dichter, den Grafen Sigismund Krasinski, gerichtet. „Du hast gewiß bemerkt,“ schreibt Norwid, „daß ich diesem Werk den Namen Parabel und nicht Erzählung gegeben habe, und zwar aus diesem Grunde, weil ich darin bestrebt war, die Intrige und den dramatischen Knoten, die allen Erzählungen eigen sind, zu vermeiden. Es war mir um etwas anderes zu tun, — hauptsächlich darum, was man sonst nur nebenbei aus den eigentlichen Erzählungen gewinnt. Deshalb ist der Held nur ein Jemand — irgendein Mensch — quidam! — er handelt nicht, sucht nur und sehnt sich viel nach dem Guten und nach der Wahrheit, das heißt, er tut eigentlich nichts, wie man das so sagt — er leidet viel und wird fast durch einen Zufall und noch dazu in einem Schlachthause getötet! — Es ist dort in dieser Parabel auch noch ein anderer Quidam, dem dieser Name zum Eigennamen wurde, aber auch dieser ist nur irgendein Gärtner, einer aus der Million der Christen! Ist denn das tragisch? Ich erlaube mir daran zu zweifeln, großer Dichter!“

Norwids Wirklichkeitsinn zwingt ihn, nie die Erde zu verlassen, und obgleich er weiß, daß der Mensch immer, wo er auch stehen mag, „viel mehr Himmel umfaßt als Erde“, wie es in seinem herrlichen Gedichtchen „Himmel und Erde“ heißt, steht er auf seiner Heimaterde mit festem Fuß. Bemerkenswert sind seine Ideen über die Heimatkunst im weitesten Sinne, die im aphoristischen Epilog des „Promethidion“ enthalten sind. „Jedes Volk hat seinen eigenen

Weg zur Kunst und muß ihn haben. So oft es auf demselben Wege zur Kunst kommt, wie die anderen Völker, kommt es nicht zur Kunst, sondern die Kunst kommt zu ihm.“ Denn „das Volk besteht aus jener unteren Schicht, die es von anderen Völkern unterscheidet . . . und aus jener oberen, die es mit anderen Völkern verbindet“. — „Sie verbindet es (das Volk), nicht aber sich selbst“, bemerkt er mit großem Nachdruck. „Und keine Gemeinschaft, kein Volk kann sich erhalten und bestehen, wenn das durch die traditionelle Harmonie der Arbeit verbundene Wort des Volkes und jenes der Gesellschaft sich einander entfremden.“ „Denn jedes Volk“, meint er, „hat seine Nationalgüter, die nicht nur im geodätischen Umfang eines Bodens liegen, nicht nur in den klimatischen Bedingungen, nicht nur in der Kraft der Arme und des Blutes einer Rasse — sondern in den Kräften, die aus der Bearbeitung und Nutzbarmachung jenes Materials stammen.“ „Wenn ich doch nur eine einzige Kapelle, ruft er im ‚Promethidion‘, erblicken könnte, nur ein einziges Zimmer, so groß wie dieses, wo der heimatliche Geist nur einmal seinen Ausdruck gefunden, sich mit erblühten Zeichen symbolisiert hätte, wo der Maurer, Tischler, Steinmetz, Bildhauer und Dichter, wo der Märtyrer und Ritter die neue Tat begonnen hätten — durch Arbeit, Wirken und Gebet . . . Wo der rote Marmor, Sandstein, Eisen, Kupfer, die Bronze und das heimatliche Lärchenholz sich in Gestalten vereint hätten, die in uns eingefurcht liegen, wie im Herzen eines Felsens; — dann würde ich aus den gemeißelten Blättern der Farren, aus dem Dreiblatt des Klees und aus der Gänseblume, aus der sensenförmigen Gestalt der sich wölbenden Bogen — aus den Wandgemälden . . . und den kleinsten Arabesken sogar, die in einer unzertrennlichen Verbindung mit der Natur der polnischen Dinge

sind — entziffern, daß der Balsam der Liebe sie zusammengeschweißt hat!“ —

Aus dieser Erkenntnis, daß die Kunst „kein Spiel, keine Belehrung ist“ — „sondern das höchste Handwerk eines Apostels und das niedrigste Gebet eines Engels“, fließt bei Norwid das zu jener Zeit noch so seltene Verständnis für das Kunstgewerbe. „Die Teilung der öffentlichen Ausstellungen in Ausstellungen für schöne Künste und Ausstellungen für Gewerbe ist der beste Beweis dafür, bis zu welchem Grade die Kunst heute ihre Aufgaben nicht erfüllt,“ sagt er im Epilog zum ‚Promethidion‘. — „Eine Ausstellung müßte so eingerichtet werden, daß von einer schönen Bildsäule bis zu einer Graburne, bis zum Teller, bis zum Glas, bis zu einem schöngeflochtenen Korbe der ganze zeitgemäße Kreislauf der Idee des Schönen veranschaulicht werden könnte; daß von einem Teppich, der ein raffaelisches Bild in Seidenstickerei darstellt, bis zum einfachsten Stück Leinen die ganze Tonleiter des Schönen, das sich über jegliche Arbeit ergießen soll, veranschaulicht würde. — Dann werden die Ausstellungen nützlich und gemäß auf die Achtung und Anerkennung, die man für die Arbeit haben soll, einwirken. — Heute ist es eine Trennung von Leib und Seele, also — Tod! . . .“

Eine solche Kunst, die das ganze Leben umfaßt und „völlige Hingabe erfordert“, ist für Norwid „eins der Gesetze, welche die Arbeit der Völker und die Arbeit der Menschheit“ bestimmen.

„O, Kunst!“ ruft er, „der Mensch kehrt zu dir zurück, wie ein Kind zur geduldigen Mutter — wie ein verlorener Sohn . . . Du bist der Regenbogen, das Zeichen des Bundes nach der Sintflut der Geschichte!“ — „Die Schönheit ist die Gestalt der Liebe“ und ruft Liebe — „mit tausend Zungen

 durch Indier, Perser, Ägypter und Griechen — durch alle Jahrhunderte! — Aus rötlichen Graniten, aus Gold, Marmor, Elfenbein und Menschenschweiß!“ . . Denn „wer liebt, will auch den Schatten von dem sehen, was er liebt!“ Und die Schönheit „ist dazu da, um zur Arbeit hinzureißen — und die Arbeit, damit wir alle auferstehen!“ Und eine solche Liebe „ist mutig, sie kennt keine Furcht, obgleich sie weiß, daß sie Todesqualen leiden muß, jetzt wie einst, — obgleich sie weiß, daß sie ein Heer von Kreuzen hinter sich schleppen wird, wie Arkaden eines gewaltigen Aquädukts, und daß sie nur durch Blutströme den ewigen Kaskaden nahen kann, die in den sonnigen Abgründen rot erglühen“.

Eine solche Kunst ist kein leeres Geklinge, kein hohles Spiel zum Zeitvertreib — sondern Lebensbrot! —

Die Bedeutung Norwids als bildender Künstler wird viel schwerer festzustellen sein. Er malte anscheinend hauptsächlich Aquarell, da diese Technik, wie er selbst sagt, „um viele Jahrhunderte älter ist, als die der Ölmalerei, und eine größere Skala des Ausdrucks umfaßt“. In einem Brief schreibt er darüber: „Ich hatte die Vermessenheit, einigen Künstlern laut zu sagen, daß ich das Aquarell dahin bringen will, wo es noch nicht war, nämlich, daß es nicht nur dasselbe, wie die Ölmalerei, sondern noch mehr ausdrücken könnte. Also keine ‚sujets d’aquarelle‘ mehr! Man soll im Aquarell frei denken können!“ Die Zahl seiner Aquarelle muß wohl gewaltig gewesen sein, da er von ihrem Verkauf in der zweiten Hälfte seines Lebens hauptsächlich gelebt hat. Sie sind durch die Pariser Händler, die gewiß nicht viel dafür bezahlt haben,

meistens in fremde Hände übergegangen. Wer weiß zu wem 
und wohin . . . Zu Hunderten sollen die Zeichnungen und Radierungen Norwids noch vorhanden sein, und ein Album, das dreihundert bis vierhundert solcher Zeichnungen umfaßt und sich im Privatbesitz befindet, ist noch erhalten geblieben, ebenso ein Gebetbuch, das mit „herrlichen Aquarellen“ verziert sein soll (ebenfalls Privatbesitz). Die „Chimera“ brachte in ihrem Norwid-Erinnerungband eine kleine Auswahl Norwidscher Zeichnungen, die teilweise von hohem künstlerischen Wert sind, — die einzigen, die ich von Norwid kenne. Besonders fällt darunter eine Bleistiftskizze auf, die ein kleines Mädchen voll kindlicher Anmut und Innigkeit darstellt, und eine Federzeichnung: „Christus und Barrabas“ von ergreifendem Ausdruck, die Miriam mit Recht „Im Geiste eines Leonardo da Vinci“ nennt. Sehr interessant ist auch eine Ölskizze „Kleopatra“ und mehrere feine Karikaturen. Dieser Sammlung wurde auch das in diesem Bande enthaltene Selbstporträt Norwids entnommen. Es ist im Armenhause zwischen 1880—83 entstanden, stammt also aus den letzten Jahren Norwids und veranschaulicht recht gut gewisse apostolisch-prophetische Züge in seinem Wesen.*) Es erinnert an eine Beschreibung Norwids, die einer seiner Zeitgenossen gemacht hat. „Ich kenne drei verschiedene Gestalten Norwids, schreibt jener Zeitgenosse. In der Unterhaltung — sogar trotz einer gewissen Nachlässigkeit gegen sein Lebensende — war er der eleganteste Weltmann, voll übersprudelnden Witzes und ein ausgezeichneter Gesellschafter. In Gedanken versunken hatte er das herrliche Aussehen eines Weisen, über dessen Antlitz Schönheit und Gedankentiefe ruhten. — Einmal traf ich ihn

*) Das erste Porträt Norwids in diesem Bande ist ein Werk des in Paris lebenden polnischen Malers F. Siedlecki, desselben, der das beste idealisierte Nietzschebild gemacht hat.

auf der Straße — fast hätte ich ihn nicht erkannt; er ging schnell und sah aus, als ob er zum Chor der greisen Harfner wollte, — nur die Harfe fehlte ihm noch. Sein Bart war verweht, der Blick in Unendlichkeiten versenkt — vielleicht auch in seine eigenen Tiefen, — er bemerkte nicht die Menschen um sich herum. Ich weiß nicht, wohin er ging, und was er vorhatte. Nie habe ich ihn so wiedergesehen!" Etwas von dieser dritten Gestalt Norwids wird man in seinem Selbstporträt wiederfinden.

Ölbilder hat Norwid in geringerer Anzahl gemalt, man hat aber bis jetzt doch immerhin an die vierzig Bilder gezählt. Eins davon, ein Heiligenbild, hat er dem Armenhause geschenkt. Über seine Tätigkeit als Bildhauer ist man noch völlig im Dunkeln. Bekannt ist nur ein Medaillon des polnischen Dichters Sigismund Krasinski, und das französische Konversationslexikon von Larousse erwähnt: „c'est d'après ses dessins qu'ont été exécutés depuis quelques années les tombeaux des polonais à Paris." Er hat außerdem in Holz geschnitzt, graphische Künste und fast alle bekannten malerischen und zeichnerischen Techniken betrieben. Interessant ist die Schilderung eines Kreuzes, das einer seiner Zeitgenossen, der Roman- und Vielschreiber Kraszewski, bei ihm gesehen hat. „Über seinem Bett, berichtet Kraszewski, hing ein weißes Holzkreuz ohne Christusbild, aber mit sehr sorgfältig gemalten und mit einer genauen Berechnung angebrachten Blutspuren an den Stellen, wo die Hände und Füße angenagelt waren und wo sich der verletzte Kopf angelehnt hatte. Nie habe ich ein ähnliches Kreuz gesehen, und es machte auf mich einen viel größeren Eindruck, als das schönste Christusbild."

Ist es nicht erstaunlich, daß ein so vielseitiges, reiches, tiefes Leben gelebt werden kann, ohne jegliche Anerkennung, ohne jeglichen Widerklang, ohne wenn auch nur geringes Verständnis?

Der einzige Mensch, der Norwid, wie es scheint, näher gestanden hat, ist eine Frau — Marie Trembicka. Eine Liebe war es nicht. — Darf man es Freundschaft nennen? — Sie hatten sich in Italien kennen gelernt. Er beichtete ihr mit Tränen in den Augen „das A. und Z. seines Wesens, — alles, was sein Leben und sein Sterben war". Dann riß sie das Schicksal auseinander. Sie haben sich nie mehr wiedergesehen und schrieben nur einander Briefe . . . zwölf Jahre lang. Nach und nach mußte sich die Freundin dem Dichter in eine ideale Zuhörerin verwandelt haben. Einmal spricht er es sogar aus — —: „Sie sind mir stets gegenwärtig, aber da so viel Zeit schon vergangen ist, sind Sie mir idealer und vollständiger geworden." In diesen Briefen kommt die ganze Seele Norwids zum Ausdruck. Er hat seiner Freundin alles geschrieben, was ihm am Herzen lag, was er dachte, erhoffte und sah. Sie sind alle unter dem Eindruck des Augenblicks entstanden, und man sieht es ihnen an. Aber nichts kann reizvoller sein, als gerade solche Briefe. Norwid hat nie daran gedacht, daß sie einmal veröffentlicht werden könnten. „O, meine Briefe, schreibt er einmal, die eignen sich nicht zu einer Biographie, oder als ein Faksimile nach dem Tode." — Und doch sind sie das Erste und Einzige geworden, was von seiner Korrespondenz an die Öffentlichkeit kam. Und mit Recht, denn sie erleuchten sein Inneres bis in die geheimsten Winkel.

Aber auch dieser geistige Verkehr bricht früh ab. Im Juli 1857 fügte Norwid seinem Brief an die Freundin folgende überraschenden Worte bei: „Was ich Ihnen aber mit Trauer

 mitteilen muß, das ist dieses: um meinen Lebensunterhalt verdienen zu können, muß ich auf meine Gesundheit achten, und ich bin, was meine Nerven betrifft, nach fünfzehn Jahren Arbeit und der Freude meines Lebens so weit gekommen, daß mich buchstäblich ein Schauer bei der Berührung eines Frauenbriefes erfaßt. Da mir dieses verboten ist, denn ich soll möglichst ruhig sein, und zwar um so mehr, da man arbeiten muß, bin ich genötigt, jegliche Korrespondenz mit Frauen zu vermeiden. Es muß wohl meine Schuld sein, vielleicht große Mängel meines Gefühls, Verstandes, Charakters, ungenügende Geduld, Standhaftigkeit — Fehler der Zeit und der Lebenslage — ich weiß es nicht — aber daß es so ist, muß ich Ihnen mitteilen, indem ich Worte eines freundschaftlichen Segens hinzufüge." Und im Postskriptum — da dieses dem Dichter noch nicht deutlich genug scheinen mochte — steht mit großen Lettern:

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, das ich nie gebrochen habe — jeglicher Frauenbrief ist mir gleich zuwider, und keine Frau auf dieser Welt ist davon ausgeschlossen!"

Wer den Charakter vom Geigenspieler Oskar im „Stigma" genau analysieren wird, in dem der greise Dichter die nervöse Reizbarkeit seiner Jugend zum Teil abporträtiert zu haben scheint, wird die Art und Gründe eines solchen plötzlichen Bruches leicht begreifen. — Eine Aufklärung ließ auch nicht allzulange auf sich warten. Einige Monate später schrieb Norwid, dem voraussichtlich der jähe Bruch doch allzu schmerzlich gewesen sein mochte, noch einen Brief.

Madame.

„Da ich so lange schon — fast ein halbes Jahr — keine Nachricht von Ihnen habe, beeile ich mich, Ihnen mitzuteilen, daß ich meinerseits völlig, soweit Sterbliche das können, mich entschuldigt fühle, und zwar darum, weil mir förmlich

die Zeit fehlt, ein paar anständige Zeilen zu schreiben — so viel ununterbrochene Arbeit erfordert eine, wenn auch nur leidliche Existenz, wenn man in meiner Lage ist. Das finde ich aber noch für nötig, Ihnen zu sagen, daß ich oft für Sie bete und Ihnen jegliches Gute wünsche, das Sie verdienen" . . .

Marie Trembicka mußte sofort auf diesen Brief geantwortet haben.

„Ich lasse Ihre Antwort gelten (schrieb Norwid darauf — es war sein vorletzter Brief), da Sie seit fünfzehn Jahreu wissen, welche Jahre oft das ganze Leben eines Menschen sind. — Seit fünfzehn Jahren muß es Ihnen bekannt sein, daß jeder edle Geist auf mich bauen kann, auch gegen mich."

„Das, was Ihnen sehr unverständlich erschien, jene zwei Briefe so verschiedenen Inhalts — ist völlig klar. — Ich habe eine Frau getroffen und habe mich nach wenigen Tagen in ihr getäuscht, wie immer, so oft ich der Frau als Frau Vertrauen schenkte — so oft ich mir nicht die Mühe gab, mich an den Erscheinungen zu erfreuen, die meine eigenen Bemühungen hervorbrachten, — so oft ich nicht auf jene ‚sentiments qui ont été toujours le reflet de ceux qu'on inspire' von vornherein verzichtet habe, so oft ich anstatt einer optischen Spiegelung eine zweite Lampe zu sehen wünschte, die ebenso wachsam brannte, so oft ich etwas wollte, was ‚au dessus du passif' ist. Alles war also sehr klar und leicht zu erraten, und nur meine Empfindlichkeit konnte die Angelegenheit unklar gemacht haben, denn ein anderer hätte es nicht einmal erwähnt. Aus diesem Grunde ist Ihnen alles unverständlich vorgekommen."

„Am Ende — muß es so sein — denn die Frauen dieses Jahrhunderts, und namentlich die Polinnen, sind meistens Geschöpfe voll Engelstugenden — ich sage es

ohne die kleinste Beimischung von Ironie —: voll Engelstugenden! Im Angesicht der Engel ist die Zeit keine Bedingung — Arbeit ein unverständliches Ding — das Drama — ein Lied."

„Vor kurzem habe ich im Faubourg St. Germain, in der feinen Pariser Gesellschaft, Gelegenheit gehabt, über die Arbeiten des verstorbenen Malers Delaroche zu sprechen. Eine Dame versuchte, als die Rede auf seine heilige Veronika kam, an dem Bilde auszusetzen, der Ausdruck dieser Heiligen sei nicht edel genug — daraus entsprang die Frage, ob die heilige Veronika aus dem niederen Volke wäre?" —

„Ich habe darauf folgendes gesagt: Ich glaube, daß eine Heilige, die wir hauptsächlich dadurch kennen, daß sie mit ihrer Schürze das schweißbedekte Antlitz eines Menschen abtrocknete, der zum Galgen geführt wurde, nicht aus der wohlerzogenen Welt, sondern aus dem niederen Volke stammen muß. Sonst hätte sie das nicht getan, sondern hätte in einer Weise gehandelt, die mehr ihrer Stellung entsprochen haben mochte, wie Joseph aus Arimathia zum Beispiel, der ein Aristokrat war und aus einem Senatorengeschlecht stammte, oder wie die Frau des Pilatus, die auch Aristokratin war."

„— Ich habe keine Zeit mehr, zu schreiben, das wird Ihnen jedoch erklären, was ich unter den Engelstugenden, die den Polinnen eigen sind, verstehe. — Ich aber bin, wie Sie wissen, ein Mensch, und so lange ich lebe, schätze ich Menschentugenden am höchsten! . . ."

Diese Zeilen reden klar und deutlich, wie einsam und allein sich Norwid sein Leben lang gefühlt haben mußte, und wie, gerade auf dem Gebiete der Liebe, sein Gradsinn ihn Dinge sehen und sagen ließ, an denen dann sein Herz schwer leiden mußte. Der Hinweis auf die heilige Veronika

schließt in sich eine symbolische Bedeutung für ihn. Auf dem Wege zu seinem Golgatha hat aber Norwid nie eine Frau wie jene Heilige aus dem Volke gefunden.

Wer und ob überhaupt jemand im Laufe der folgenden sechsundzwanzig Jahre ihm näher stand, ist nicht bekannt. Voraussichtlich hat er keine näheren Freunde gehabt. Das Schweigen um ihn nahm zu, und die Armut — nahm zu. Im Jahre 1862 erschien freilich ein 290 Seiten starker Band seiner Werke in polnischer Sprache bei Brockhaus in Leipzig, der damals eine ganze Bibliothek polnischer Autoren herausgab (diesem Bande habe ich die „Civilisation", „Das Armband" und „Eine Hand voll Sand" entnommen), und im Jahre 1864 wurde noch eine andere Dichtung Norwids bei Brockhaus verlegt, aber kein Mensch kümmerte sich darum. In Polen hat Norwid nie einen Verleger gehabt. Im Jahre 1866 sind schon alle Bemühungen Norwids, einen Verleger für seine neuen Werke zu finden, vergeblich. Mit welch bitterem Gefühl muß er die Worte geschrieben haben, als er einem Bekannten das Entstehen eines neuen Werkes anmeldete. — — „Ich schreibe etwas an einer Dichtung in fünf Gesängen, aber die polnischen Verleger sind nichts wert." Auch das Erscheinen einer seiner Zeichnungen (1868) in der damals berühmten Pariser Kunstzeitschrift von Arsène Housaye „L'Artiste" war nichts als eine vorübergehende Anerkennung seiner Künstlerschaft. Die Vorträge über Slowacki und über „die Freiheit des Wortes", die von einer begeisterten Zuhörerschaft enthusiastisch aufgenommen wurden, überzeugten ihn noch mehr, „daß er vor Menschen gepredigt hatte, die tauber waren, als Steine". Er hatte nie große

Hoffnungen auf Anerkennung und Ruhm gesetzt, und sogar in seinen guten Jahren, da die Aussichten besser waren, schrieb er einmal an Marie Trembicka in einem Bericht über seine malerischen Erfolge: „Ich habe für Florenz gearbeitet, was mich sehr gefreut hat, da ich aus der dortigen Akademie bin, und werde für Südfrankreich arbeiten, — ich habe für Rom und Konstantinopel gearbeitet. — Vielleicht einmal am Lebensende werde ich auch sogar für eine Kirche in Polen arbeiten können“ . . . Aber nicht einmal solche bescheidenen Wünsche wurden ihm erfüllt. Man wollte nichts von ihm wissen, und in das Schweigen um ihn, in seine Armut drangen nur zuweilen aus weiter Ferne, wie Gekläff, das man in stillen, mondscheinklaren Nächten hört, wenn man durch die großen, schlafenden Wälder Polens fährt und der Wagen im sandigen Wege lautlos schwimmt wie ein Boot, die böswilligen und borniert-scheinheilig-gehässigen Urteile seiner Zeitgenossen über „ein Talent, das große Hoffnungen erregt, aber nichts erfüllt hatte“.

„Was Norwid anbetrifft, so bin ich deiner Meinung, schreibt einer von jenen, und es faßt mich Bedauern über diese verrenkte Intelligenz. Er ist ein Klavierspieler ohne Finger, und um harmonische Klänge hervorzubringen, die er in seiner Seele trägt, schlägt er mit den Ellbogen und Fersen auf die Tasten los, und seine Eigenliebe stopft ihm die Ohren — so daß das Publikum nur die falschen Töne hört. Das Lob der Warschauer Salons hat ihn verdorben. Die Damen der Warschauer Salons, um zu zeigen, daß sie Kennerinnen der polnischen Sprache sind, haben ihn durch ihr überschwängliches Lob verwöhnt . . . Diese Atmosphäre hat den Verstand des Anfängers umnebelt und seine unerhörte Einbildung wuchs ins Ungeheure . . .“

Trotz alledem hielt Norwid unerschütterlich an seinen

Zielen und an seinem Glauben fest. Selbst im Armenhause 
hat ihn die seelische Sicherheit nicht verlassen, auch dort verlernte er nicht das Lächeln und Segnen und fand die Kraft und Sammlung, Meisterwerke zu schaffen. Dort dichtete er auch jenes herrliche Schicksalsgedicht, das in majestätischen Stanzen dahinfließt, wie die Klänge einer Chopinschen Polonaise in moll und das mit dem Verse endet:

„Der Sohn wird an der Schrift vorübergehen, aber du wirst dich erinnern, mein Enkel, — an mein geschriebenes Wort, das heute entschwindet (da es hastig gelesen wird) in dieser Herrschaft und diesem Pantheismus des Gedruckten, unter der Regieruug der bleiernen Letter. Und so wie es einst in Rom geschah, wird er, — die Gänge der Katakomben unter seinen Füßen, die Sonne und die in ihrem Irrtum zähe Gegenwart über der Stirne — lesen, was du heute liest — aber er wird meiner gedenken, . . . weil ich nicht mehr da sein werde!“ —

So ist es auch geschehen! Und wenn ich heute dieses Schicksal mit bangen Händen berühre, so ist es nicht nur tiefe Ehrfurcht, sondern auch der Drang, zu fragen, ob ein solches Kunstwerk von Leben, ein so reiches Schaffen weiter vergessen bleiben soll? ob die Stunde Norwids noch nicht geschlagen hat?

---

# Die „Civilisation“.

(Legende)

# I

ein junger Freund bemerkte, daß es sehr reizvoll sein müsse, den Ozean auf einem Segelschiff zu durchschwimmen. — Ich ließ ihn reden, lehnte mich an das steinerne Geländer des Hafenkais, stemmte mein Knie gegen eine Reisetasche und hörte zu.

Als er aber seinen Satz beendet hatte — und ich nach einem Blick auf die große Stadtuhr bemerkte, daß der Dampfer „Civilisation“ den Hafen sogleich verlassen würde, wo er gehalten hatte, um auch mich mit sich fortzutragen, fiel ich dem jungen Freunde ins Wort.

Es war eine Zeit, sagte ich, da ich in greifbarer Wirklichkeit die Schlüssel zu diesen Schönheiten, über die du schwärmst, in meinen Händen hatte — — und bei diesen Worten tauchte in meinem Gedächtnis ein Lied auf, das ich zu summen begann, während ich die Spangen und Verschlüsse meiner Reisetasche prüfte.

Durch alle Ritzen sickert das Wasser,
gurgelt und zischt dich aus den Träumen;
es kracht das Schiff, die Wogen schäumen —
es stöhnen die Pumpen, es droht das Meer!

Und das Geliebte so weit, so weit! . .
Nichts bindet uns mehr in diesem Leben,
nur jene zwei Gaben, die ich gegeben, —
die Gaben der Zukunft: Raum und Zeit!

Durch alle Ritzen sickert das Wasser,
gurgelt und zischt dich aus den Träumen,
es kracht das Schiff, die Wogen schäumen —
es stöhnen die Pumpen, es droht das Meer!

Du siehst also, sagte ich zu meinem jungen Freund, daß mir diese Dinge gar wohl bekannt sind, ja, sogar bis zu den gewaltigen Fundamenten, die an den Bau einer Arche erinnern und die ganz tief im Boden des Schiffes ruhen. — Und wenn man dann durch dunkle Gänge geht, wo vom Salzwasser überrostete Ankerketten sich ringeln oder auf dem Boden lang ausgestreckt liegen, in nachlässiger Ruhe — und dann höher zu den Kabinengängen und noch höher auf das Schiffsdeck, wo jedes Brett weiß und weich vom vielen Waschen ist, und alle schön gebogen, wie beim Geigendeckel — und wenn man die Augen dort hinaufhebt, dort, wo die unbeweglichen Netze vieler Schiffstaue sich auf dem Himmelsgrunde durchschneiden, oder wo die Luft ihre Zelte aus breiten Segeln aufschlägt — wo die drei Kreuze der Masten mit ihren Spitzen an eine mystische Dreieinigkeit erinnern, wenn sie in den Morgennebeln ersterben, im Dämmer des opalfarbenen Halbdunkels, in einer warmen, salzdurchtränkten Feuchtigkeit; oder wenn dieses Halbdunkel vereinzelte Strahlen zuweilen durchzucken, die eine entschwundene Sonne verloren hat — alles das — wie du siehst, ist mir vertraut. Und außerdem — das Getöse der platzenden Segel, das an die Schußsalven von Städten erinnert, die sich ergeben müssen — und das Herabfallen der Matrosen von der Höhe eines vom Sturm gerüttelten Mastbaumes — und das Fluchen in ihrer Seemannssprache, die vielleicht noch in ihren Wurzeln phönizische Ursprünge hat — und die Ungeduldigkeit der vier Boote, die an den Seiten des Schiffs hängen und die nur von ihren Ketten herabgelassen werden während einer stillen Landungzeit oder bei äußerster Gefahr.

Auch — vom kleinsten Schiffsnagel aus Messing, der mit größter Sorgfalt geputzt wird, bis zum Stern am Himmel, der wie ein Nagelknopf blinkt, — und von der saphirblauen

Stunde der heitersten Ruhe, bis zur Abgrundschwärze der Stürme, die durch die Lüfte sausen — von den ausgestreckten rosigen Händchen eines Kindes, die nach den Riesenfischen weisen, welche dem Schiff folgen, als wären sie Haushunde, bis zu den Gebärden eines mit gesträubten Pelzhandschuhen bewaffneten Kapitäns, der mit durchdringender Stimme Befehle erteilt; — auch von all dem, was stärkt und beruhigt, bis zu dem, das dich, wie ein dürres Blatt, hin und her wirft und zu einem Nichts macht, — zu einem Nichts, das vom Planeten weggerissen wird — oder dir ein Gefühl gibt, das mit diesen beiden nichts gemein hat: nämlich das Gefühl der stumpfen und tauben Ruhe der Materie aus Erschöpfung — ein tiefes und nichtswürdiges Gefühl! — das den Gesprächen des Menschenkörpers mit dem Sande seines Grabes ähnlich ist, oder den Gesprächen der Atome, die einen Menschenleib bilden, mit dem Schwergewichtszentrum des Planeten. — Da du, mit einem Wort, nur deshalb bist, weil du vor einem Augenblick warst, bevor du dich auf dem nassen und schmutzigen Knäuel verworrener Schiffstaue ausgestreckt hast, in einer unverständlichen Sprache vor dich hinmurmelnd: „Das ist Beständigkeit und Ruhe.“ —

Ach! ja — das sag’ ich dir, und du siehst es ja, die Poesie dieser Dinge ist mir unmittelbar bekannt. — Ich könnte auch nichts Neues mehr nach dieser Richtung hin erwarten! — Aber ich bin schon müde geworden und habe darum die „Civilisation“ gewählt, die ein bequemer Dampfer ist, um — unter der Garantie, die dem Menschen das Zeitalter bietet — gleichzeitig wertvolle Ruhe zu genießen und doch mit größter Geschwindigkeit vorwärts eilend, keinen Augenblick zu verlieren. Und als ich dieses sprach, ließ sich ein ungeduldiger Pfiff vernehmen, und wir hörten das gewaltige

Aufbrausen des Dampfkessels. Zwei Matrosen in Mützen, auf denen das Wort „Civilisation“ geschrieben stand, eilten auf uns über die breite Planke zu, welche das Schiffsdeck mit dem Ufer verband. — Sie ergriffen mein Reisegepäck, — ich drückte die weiche Hand des jungen Freundes und sprang denen nach, die mein Gepäck forttrugen, so daß die Planke, die das Ufer mit der „Civilisation“ vereinte, erbebte. O! diese Planken, wenn ihr wüßtet! — was diese Planken, die in Hafenstädten still und tot am Ufer daliegen, für pathetische Gegenstände sind! . . . Wenn ihr das wüßtet! — — Sie sind ja nicht mehr wie anderthalb Fuß breit und verbinden zuweilen ganze Erdteile! —

Und das Geliebte so weit, so weit! . .
Nichts bindet uns mehr in diesen Leben,
nur jene zwei Gaben, die ich gegeben, —
die Gaben der Zukunft: Raum und Zeit!

## II

Und ohne diese Reime mit Worten auszusprechen, nur ihren Klang summend, eilte ich an den Schultern zweier Schutzleute vorbei, welche die Abfahrt des Dampfers bewachten, wie zwei Karyatiden, die die Luftleere stützen — — und mitten zwischen jene zwei Polizisten, wie durch die Umrahmung einer lebendigen Pforte, trat ich aufs Deck der „Civilisation“.

Schön war es — die liebe Sonne schien und spiegelte ihren Glanz, der über die Abgründe der Abgründe zu uns

kommt, in den glitzernden Uniformknöpfen der Schutzleute und in den Messingköpfen der Schiffsnägel. — Denn nirgends vielleicht werden Reinheit und Ordnung besser verwirklicht, als auf einem Dampfer, der zur Abfahrt gerüstet ist. 

Da ich dort unter den Reisenden einen Arzt kannte, der diesen Weg öfters zurückzulegen pflegte, so versprach ich mir, daß er mich fast mit allem und mit allen bekannt machen könnte. Er war ein älterer Mann, der im Laufe von dreißig Jahren ärztlicher Praxis eine so große Beliebtheit erworben hatte, daß er schließlich genötigt war, die Kranken, die sich ihm anvertrauten, zu vernachlässigen, weil er keine Zeit hatte, die Eigenart eines jeden zu berücksichtigen. — Als ehrlicher Mann zog er sich also vom Felde seiner Tätigkeit zurück und verkehrte meistens nur mit seinem Freunde, einem Rechtsanwalt, der auf gleiche Weise und darum nur, weil er berühmt und gewissenhaft war, sich in die Einsamkeit des Privatlebens zurückgezogen hatte.

Diese beiden Männer suchte ich beim Betreten des Schiffes, es fluteten aber noch geschäftige Reisende vorbei, die soeben das Schiff betreten hatten, und die Geschäftigkeit der vom Hafenlotsen befehligten Besatzung störte mein Vorhaben. — Ich sah nur ein paar farbige Gesandte eines kleinen Fürstleins aus entfernten Inseln, die mit ihrem Dolmetsch und ihrer Bedienung das Innere des Schiffes besichtigten, die Mahagonilehnen der Treppen und die stark glänzenden Messingverzierungen mit den Händen betastend, — und auf den Gesichtern dieser Wilden malte sich die Freude, daß alles ringsherum so gerade, so schön und glatt war.

Und wir schwammen einen Tag und einen zweiten — am dritten aber, da wir noch auf einem jener ersten Streifen des Ozeans waren, wo grüne Wogen gegen steile Kalkwände kleiner Inseln schlagen, wuchsen die Winde an, und es wurde stürmisch. Als sich die Nachricht darüber unter den Reisenden verbreitete, stiegen die einen nach den Kajüten hinab, um sich auf ihre Betten auszustrecken, die anderen eilten aufs Deck, um den Sturm zu sehen — wie sie sagten.

Ich sah einen Kavallerieleutnant aufs Deck treten und sich in seinen Mantel hüllen, unter dem seine krummen Sporen hervorleuchteten. — Er war ein energischer Mann mit unruhigen Gebärden, die den Eindruck machten, als ob sie rinsherum suchten, ob nicht etwas zu bändigen sei. Jenes wildtobende Element jedoch, das weißen Schaum speit, achtet wenig der Energien einzelner Menschen, wenn sie nicht durch Vermittelung der Gesetze wirken, die diesem Element eigen sind, und sollten sie sich auch noch so energisch gebärden: dem Element ist das durchaus gleichgültig. Ein Matrose in einem Regenmantel aus Wachstuch, vom Kopf bis zu den Stiefeln von Wasserströmen glänzend, lief an dem Leutnant pfeifend vorbei und beeilte sich, eine schwankende Frauengestalt zu stützen, die gerade am Arm eines jungen Reisenden das Deck betrat. Von dieser Person erzählte man aber auf dem Schiff, daß sie von ihrem schönen Reisegefährten entführt worden sei.

Sie war eine schöne Frau, aber ihr Geliebter hatte viel größeren Anspruch auf makellose Schönheit. Sein Blick war sehr wehmütig und seine Bewegungen schön, — mehr als elegant. Beide blickten um sich, wie Menschen, denen das Meer fremd ist, die glauben, daß ein Sturm auf der See

keine Grenzen hat, die man zuweilen sehr nahe fühlen 
kann, und daß er etwas ist, das man von weitem und auf einmal sehen kann, wie eine Oper. Er versenkte seine blauen Augen in die Wolkenmassen, sie schien mit ihrem Blicke und ihren Gefühlen jedem Gedanken ihres Geliebten zu folgen, während inzwischen gewaltige Wogen über das Deck fegten, das sich nach den Wasserschlünden zuneigte. Es war nicht im geringsten meine Schuld, daß ich auf den wohlgeformten Füßchen der Unbekannten ein mehr als leichtes Schuhwerk gewahrte. Dabei kam mir der Gedanke, an sie heranzutreten und sie zu warnen, wie sehr sie ihre Gesundheit aufs Spiel setze — — ich hielt mich aber zurück, als ich mich daran erinnerte, daß sie entführt war. Diese Beobachtung erzählte ich dem guten Arzt, mit dem ich auf einer der leeren Bänke Platz genommen hatte.

Mein ernster Freund erwiderte mir darauf: „Du würdest den jungen Reisebegleiter dieser Dame beleidigt haben, aber auch ich wäre erst morgen imstande, ihnen diese Bemerkung zu machen, wenn man mich danach fragt; obwohl ich den jungen Mann kenne, — eben deshalb, weil ich ihn kenne, bin ich vorsichtig. Denn er ist ein empfindlicher Mensch — ein empfindlicher, sage ich — das heißt, einer, der sich leicht beleidigt fühlt. — Einmal hört man von ihm ein tränendurchtränktes, herzliches Wort, ein anderes Mal — eine von jenen Sentenzen, die erst an ihrem Platze wäre, wenn sie auf die Messingkugel irgendeines Knüttels graviert sein würde. Dabei hat er liebe und rührende Augenblicke. Er selbst sagt, er sei ein Künstler. — Seine Frau muß man vor ihm hüten, denn er ist imstande, sich ihr mit Tränen in den Augen zu erklären — ein Buch oder einen Schirm darf man ihm nicht leihen, denn er würde sie als Erinnerung behalten!“

Und als mein ernster Freund mit diesen Worten schloß, bemerkten wir, daß der Leutnant, der meiner Meinung gewesen sein mußte, seinen breiten Mantel zu Füßen der schönen Unbekannten ausbreiten wollte, — acht atemlose Matrosen aber schleppten gerade mit den üblichen Rufen der Schiffer ein dickes Schiffstau vorbei, trennten diese Gruppe plötzlich und drängten sie in die Öffnung zurück, wo die Treppen nach den Sälen und ins Innere der Kabinenräume führten.

Mein ernster Freund und ich lehnten uns zurück, um auf diese Weise dem Schiffstau, das vorbeigezogen wurde, Platz zu machen, neben uns aber saß ein Mensch, der bis zur Hälfte des Gesichtes in einen großen schottischen Plaid eingewickelt war. Er pflegte mit einer gewissen Verbissenheit zu schweigen oder über die kleinste Sache ärgerlich zu brummen. Man nannte ihn deshalb den „Verschwörer“ auf dem Schiffe. Trotzdem war er ein ganz harmloser Bürger, der an Hypochondrie und Rheumatismus litt, und da er wußte, daß man ihn für einen Verschwörer hielt, versuchte er sich nie von dieser Beschuldigung zu rechtfertigen, um nicht noch größeren Verdacht auf sich zu lenken. Der Korrespondent einer sehr nützlichen europäischen Zeitung beobachtete sehr scharf die bis zur Hälfte des Gesichtes in einen schottischen Plaid eingemummte Gestalt, und die Matrosen grüßten den schweigsamen Bürger nach der Art der Freimaurer. — In Wahrheit war der Sturm ebensowenig Sturm, wie dieser als Staatsverräter beschuldigte Reisende das, wofür man ihn hielt. Es gibt nämlich Wirbelwinde auf See, die scheinbar nur dazu da sind, um den frisch mit dieser Art des Reisens bekannnt gewordenen Gästen einen Spaß zu machen. Der Kapitän rührte sich nicht aus dem großen Saal, wo er mit dem Dolmetsch der Gesandten jenes wilden Fürst-

leins Schach spielte und behaglich seinen goldgelben amerikanischen Tabak kaute.



Binnen kurzem klärte sich die Luft wieder auf und bekam etwas von einer großen Wohligkeit, die nach Frühling duftet, — und über die gewaltige Fläche der beweglichen Wogen, mit den biegsamen, vom weißen Schaum scharf abstechenden Rücken, legte sich ein großer Regenbogen, der infolge der ungeheuren Ausdehnung des Wassers den Himmel kaum erreichen konnte und eher einem sich schräg stützenden gotischen Fenster ähnelte, hinter dessen vielfarbigen Scheiben jede der Wellen zu sehen war — und auch alle zusammen, wie sie sich immer kleiner brachen bis an die stets beweglichen, letzten Grenzen des Horizontes.

Da es aber auf jedem Schiff Leute gibt, die erst eine seltene Erscheinung aus ihren Kabinen hervorlockt, und die sich meistens nur dann auf Deck zu zeigen pflegen, wenn man erwarten kann, daß es leer ist, so hatte ich erst jetzt Gelegenheit, zu bemerken, daß wir in der Gesellschaft eines katholischen Missionärs und mehrerer Nonnen reisten, die nach einem entlegenen Weltende ihr Opfer der Liebe und Demut trugen. Diese Passagiere jedoch zeigten sich sehr selten auf Deck der „Civilisation“, um durch die Kapuzinerkutte und die besondere Art der Nonnenkleidung kein Gelächter zu erregen.

Der Regenbogen schwand langsam dahin, unser Schiff stieß mit seinen großen Rädern die gewaltigen schwarzen Wogenberge beiseite, die öfters höher als der höchste Mastbaum eines Segelschiffes sind und die Nähe des mittleren Streifens des sozusagen — Achsengürtels des Ozeans verkünden. —

Ein gewisser Emigrant — ein sehr schätzenswerter Mann, — und ein gelehrter Reisender — er befaßte sich ausschließlich

mit Archäologie, näherten sich der Bank, auf der mein Freund und ich saßen. Unser Reisegefährte aber, der sogenannte Verschwörer, kam ihnen mit einer verächtlichen Gebärde zuvor, die sagen sollte, daß nicht genug Platz da sei.

Dieses, wenn auch geringfügige Ereignis, wäre mir recht unangenehm gewesen, würde nicht eine sofortige Warnung meines Freundes gefolgt sein. Er kannte ja alle Reisenden und sagte mir folgendes:

Der Emigrant ist ein sehr ehrbarer Mensch, und wahrhaftig, von ihm könnte man mit Recht sagen, daß er konsequent ist. Er hat viel in der alten Welt gelitten und begibt sich jetzt außerhalb ihrer äußersten Grenzen um auszuruhen — dem Archäologen aber bringt es ihn vor allem nahe, daß er als Römer Rom unter allen Umständen als Hauptstadt des regenerierten Italiens haben möchte. Der Archäolog jedoch geht noch viel weiter, er schlägt Kruschwitz*) oder wenigstens den Mäuseturm am Goplo-See**) als die Residenz des zukünftigen Polens vor. — Was aber Frankreich anbetrifft, so soll es von einem römischen Prokonsul regiert werden, der im monumentalen Nîmes oder Arles alter Sitte gemäß Quartier nehmen soll.

— „Eins ist aber ganz merkwürdig" — fügte noch mein Freund hinzu — „und zwar daß ein Mann, der nur der Archäologie bis in alle Einzelheiten ergeben ist,

---

*) Kruschwitz — ein kleiner Ort in der jetzigen Provinz Posen, aus dem das ehemals mächtige polnische Königsgeschlecht der Piasten hervorgegangen ist. Anm. d. Übers.

**) An den Mäuseturm am Goplo-See, der unweit von Gnesen liegt, knüpft sich eine an die Geschichte vom Bischof Hatto erinnernde Legende. Der böse König Popiel soll dort von den Mäusen bei lebendigem Leibe aufgefressen worden sein.

Anm. d. Übers.

nie an einem Gottesdienst teilnimmt!“ — Was kann 
er also von seiner Wissenschaft verstehen? sagte ich. — „Er ist ‚partikulärer Korrespondent der Akademie‘,“ entgegnete mein Freund. —

Und er wollte noch weiter sprechen, da hörten wir, daß der Emigrant sich an den Kapuziner wandte, der den entschwindenden Regenbogen betrachtete, und Scherze über den Einfluß des Heiligen Geistes auf kirchliche Dinge zu machen begann, Scherze, die mit Gewalt als Thema untergeschoben wurden. Dieser Wortwechsel wuchs derartig an, daß er eine große Anzahl Menschen hätte herbeilocken können, wenn nicht der Redakteur einer sehr nützlichen europäischen Zeitung dazwischen gekommen wäre. — Als der Emigrant diesen gewahrte, zog er sich wie unter magnetischem Einfluß zurück, — ein Sergeant einer nordischen Armee, der seinem General Platz macht. —

## IV

Und wir schwammen noch drei Tage — und noch einen halben Tag, was zusammen sechs Tage machte — und gegen Mittag des siebenten Tages betrat ich das Deck mit dem drückenden Gefühl einer Traurigkeit — einer Traurigkeit, deren Inhalt und Ursache mir ganz unbekannt waren. Es gibt nämlich innere Schmerzen und Drangsale, die sich nicht unmittelbar und deutlich über ihren Ursprung ausweisen. Und was noch wichtiger ist, daß selbst die Ökonomie

 der Eindrücke und die Kette ihrer geistigen Folgen wenig Klarheit für einen Sterblichen besitzen.

Ich fühlte ein Bedürfnis zu weinen und hätte doch keine Träne vergießen können, und mit der Nachlässigkeit eines Menschen, dem alles gleichgültig ist, hörte ich dem regelmäßigen Knarren des Schiffskörpers zu. Die „Civilisation“ aber ging wie noch nie und ließ eine große Rauchsäule am Himmel hinter sich und eine winzige Spur auf den Wellen. — Die Wilden spazierten mit ihrem Dolmetsch auf dem Deck auf und ab, mit den Händen die Geländer und Polsterungen des Schiffes streichelnd, und aus ihren Gesichtern konnte ich die Freude lesen, daß alles so eben, so schön und so glatt ist.

Und als ich so saß, ich will nicht sagen gedankenverloren, aber in der Leerheit des Denkens, wurde mir plötzlich das Wesen meiner Traurigkeit ganz klar. — Ich hatte das aber nicht im mindesten durch die Kunst des Forschens gefunden. Es ist zwar richtig, daß man, um ein Feuer anzuzünden, zuerst allerhand brennbares Material ziemlich umständlich zurechtlegt und dann erst einen Funken schlägt; aber damit das Feuer ausbricht, ist noch außer all diesem ein Augenblick nötig, der durch sein Hinzukommen bewirkt, daß alles plötzlich brennt. Nicht anders ist es mit den Denken. —

Plötzlich sagte ich zu mir: „Fürwahr, der Grund meiner Traurigkeit ist völlige Einsamkeit. — — Denn was nützt mir die ganze Menge dieser Passagiere unseres Schiffes, und was haben wir miteinander gemein? — Haben nicht sieben Tage genügt, um so weit zu kommen, daß man beim Öffnen des Mundes alle Folgen eines Zwiegespräches wissen kann — wissen: was der Gefühlvolle und was der Mißmutige sagen wird, und auch das, was der energische Offizier

und der Archäolog, der Emigrant und der Redakteur einer sehr nützlichen europäischen Zeitung sagen werden? — Wäre denn der lebendige Gedanke der Menschheit ein mechanischer Vorgang ohne einen inneren Quell? Ist denn die Wahrheit nur das Endresultat, das sich ergibt, wenn Einseitigkeiten der miteinander sprechenden sich reiben und gegenseitig zurückstoßen? — Und an sich ist denn die Wahrheit nichts, nur die Leerheit des Denkens, — ist sie denn nur ein Raum für etwas Zufälliges und jene abstrakt gedachte Leere, von der man in der Wissenschaft zu sprechen pflegt, obgleich man weiß, daß es keine Leere gibt? Mit einem Wort — ist denn Wahrheit Lüge?

Oder soll ich als endgültig verpflichtend annehmen, daß Wahrheit nur ein Endergebnis einer Redaktion der Gedanken und Sätze? und daß sie also wie jene Reiterinnen in den Zirkusbuden ist, die vom Sattel des Pferdes, das im Kreise rennt, in die Höhe springen und mit ihren kronengeschmückten Stirnen einen großen Bogen Seidenpapier durchschlagen, um von der anderen Seite des Seidenpapierbogens sich aufs fliehende Pferd fallen zu lassen beim Beifallklatschen und Gelächter der gaffenden Menge? —

Dann gibt es fürwahr eine Sache, die viel besser die Passagiere dieses Schiffes verbindet — eine Sache, sage ich. —

Und bei diesen Worten stampfte ich mit dem Fuße auf das bewegliche Schiffsdeck, als ob ich zu mir selbst sagen wollte — das ist diese einzige Sache und sonst nichts mehr.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein eigentümlicher, pfeifender Windstoß riß einem der Schiffsjungen seinen flachen Hut vom Kopf und warf diesen

 Hut weit, mitten zwischen die Wogen des Ozeans — und um ihn herum wand sich ein schwarzes Band mit einer vergoldeten Aufschrift: „Civilisation“.

## V

Ein paar Personen sprangen zugleich in der Richtung des Schiffbords, über den der Windstoß den Hut hinweggefegt hatte, nicht mit der Absicht, zu helfen, sondern weil es in der Natur der plötzlichen Ereignisse liegt, daß sie die Nerven mit sich reißen. — Recht eigentümlich war dieser Windstoß, der nichts Ähnliches mit der uns umgebenden Luft hatte — kalt — plötzlich, aber nicht böenhaft und vorübergehend — sondern im Gegenteil, sich von Augenblick zu Augenblick verstärkend, als ob er die ganze Atmosphäre umwandeln sollte und dazu auch die Kraft besäße.

Die hinaus ins Meer spähten, dahin, wo auf dem Schaum der fernen Wogen der Hut nicht mehr zu sehen war, bemerkten plötzlich einen rundlichen Klumpen, der wie Kristall glitzerte und den die Räder des Schiffes zurückstießen, so daß man sogar den Anprall und den Stoß des Zurückschleuderns hören konnte. Zwei Matrosen rannten eiligst nach dem Mastbaum — irgendein Tumult und ein Geflüster lockte selbst den Kapitän heraus. Er bestieg im gemessenen Schritt die Treppe, blieb in der Türe stehen, nur zur Hälfte sichtbar, da ihn der Treppenraum noch verdeckte. So stand er, die Hände in den Taschen, die Mütze schräg auf dem Hinterkopfe und den die beendete Mahlzeit anzeigenden Zahnstocher zwischen den Zähnen.

Einer von den Reisenden wollte in der Schiffsküche gehört haben, daß sich unerwartet Eisberge näherten, und zwar Eisberge vom Nordpol, die über die Ozeangefilde schwammen — aber er selbst hatte nach einigen Augenblicken laut bestritten, etwas Ähnliches gehört zu haben! — Inzwischen wurde es aber schon ringsumher kalt und winterlich. Nur wenige blieben auf Deck. — Und die Dämmerung kam früher als an den vorherigen Tagen.

Unter den Reisenden in den Schiffsalons war etwas geschehen, man wußte nicht was. — Irgend jemand ließ fallen, daß man viele Tage der Reise verloren hätte — andere glaubten, daß der Kapitän selbst sich in seinen Berechnungen geirrt hätte.

Die Bedienung beim Abendtee wurde weniger aufmerksam. Der Kapitän zeigte sich gar nicht unten. Ich bemerkte, daß der energische Kavallerieleutnant die schöne Entführte unter seinen Schutz genommen hatte. Der empfindsame Jüngling aber sammelte die Schlüssel von seinen Reisetaschen und Koffern.

Und gegen Mitternacht, da noch niemand schlief außer den Kindern, und die Nonnen in ihren Kabinen ihre Gebete murmelten, hörte man ungewöhnliches Rufen auf dem Schiffsdeck. Es war eine so dunkle und mondlose Nacht, daß der Kapitän, der auf der Kommandobrücke auf und ab wanderte, ohne sie schon seit vielen Stunden verlassen zu haben, kaum wie ein schwarzer Fleck von der schwachen Helle des Himmels abstach. — Und ich bemerkte, daß er, soweit man sehen konnte, ruhig war.

Nach den ungewöhnlichen Rufen aber, die durch das ganze Schiff hallten und auf die hin mehrere Männer von der Schiffsbesatzung im Laufschritt und mit brennenden Windfackeln vorbeirasten, bezweifelte niemand mehr an Bord,







 daß ein großer Streifen Polareis herangeschwommen komme. Jeder konnte ihn sehen — die gewaltigen Wogen schleuderten ganze Eisklumpen, was die Hoffnung stärkte, daß der Dampfer sich mit großer Eile vorbeischieben werde. Und es handelte sich nur darum, an der äußersten Grenze des Horizontes festzustellen, ob nicht die durch so viele Eishügel abgekühlte Luft auf diese so einwirken würde, daß sie sich zu einem Ganzen zusammentürmten?! —

Das Pfeifen des Windes, der wie mit Rauhreif geschwängert war, durchdrang Zug für Zug jegliche Ritze des Schiffskörpers. — Ich trat in einen der Gänge zurück und verirrte mich in die Nähe der Küche. — Über einem Faß Branntwein bemerkte ich mehrere Matrosen, die mir über die Schultern einen halb-vorsichtigen und halb-verächtlichen Blick zuwarfen. Es schien mir, als ob im Korridor der Kapitän meinen Arm streifte, und ich hatte das Empfinden, als wenn dieser Mensch, der mich überholt hatte, in beiden Händen Pistolen hielte — ich hörte zwei Schüsse und sah zwei trunkene Menschen, die der Todeskrampf vom Faß zurückgestoßen hatte — ich gewahrte und erkannte den Kapitän mit dampfenden Pistolen in den Händen — er herrschte die am Leben gebliebenen an, und sie schienen sich wieder zu ernüchtern.

Und als ich mich vom Stöhnen der Sterbenden weg in einen Gang flüchtete, trafen Gelächter, Fluchen, heiseres, unsicheres Reden — und etwas, das wie eilige Gebete oder eher wie Verwünschungen klang, mein Ohr.

Ich sah, daß der Emigrant Flaschen leerte und der Archäolog die geleerten sammelte, um sie mit seinen Manuskripten zu füllen. Auf diese Weise bereiteten sich die beiden für den gefährlichen Augenblick vor. Im Salon kündigte der Redakteur an, daß es nötig sei, sich vollzählig zu versammeln,

um ein aus Vertrauensmännern bestehendes Komitee zu wählen, das die ins Wanken gebrachte Ruhe aufrecht erhalten sollte. Aber das linke Schiffsrad stieß gerade an eine große Eisscholle, so daß das ganze Schiff mächtig erzitterte. Der Kapitän öffnete zum erstenmal den Mund, um dem Publikum zu erklären: er müsse auf die Morgendämmerung warten, um die Gefahr schätzen zu können. Ich sah, daß der Kapuziner barfuß und mit einem Kreuz in der Hand das Schiffsdeck betrat; der Kapitän befahl ihm aber, sich zu entfernen, damit sich keine Panik unter dem Publikum und den Matrosen verbreite — ein paar Stimmen widersetzten sich und forderten die Anwesenheit des Priesters. — Und der Kapuziner rief aus: „Auf den Meeren jener Zeiten hatte Christoph Kolumbus in einem Kleide wie ich heute ....“ auf das Zeichen des Kapitäns aber schob man den Mönch beiseite und der Redakteur wandte sich an das Publikum mit der Bemerkung, daß man jetzt mit größerer Ruhe denn je die rechtliche Gewalt ehren solle, und er sprach noch etwas mehr über ultramontane Vorurteile, was man jedoch nicht verstehen konnte, da er betrunken war. 

Der Kapitän ging an dem Redner vorbei und winkte, daß die Kinder und Frauen sich in der Nähe des großen Mastbaumes halten sollten — dann spähte er lange mit angestrengten Blicken nach der ersten Helle des Frühlichts — und er wollte nochmals die Kommandobrücke betreten, aber mitten im Emporklimmen hielt er inne und rief mit mächtiger Stimme dem Maschinenaufseher hinunter: „Feuer!“ — —

Da war es, als wenn plötzlich das ganze Schiff auffliegen wollte, wie ein Luftballon, der sich gerade seiner Fesseln entledigt hat und alles auf dem Schiff schien zu einem schnellen Fluge auszuholen, als die Eisberge sich von beiden Seiten des Dampfers zugleich auf die zwei Räder stürzten,

daß Splitter von erschreckender Größe über die Köpfe der Menge flogen und mit einem seltsamen Lärm gegen den Schornstein schlugen. — Ich wollte gehen — wohin? das weiß ich nicht. — Ich wollte jemanden suchen — ich weiß nicht mehr wen? — es schien mir, daß ich einen Schlag mit einem großen Stück Eis gegen die Stirn erhielt, ich konnte aber nicht unterscheiden, ob es mir davon in den Augen aufflimmerte, oder ob es das Aufleuchten der Morgenröte war? — Ich erriet, daß unser Dampfschiff, das an seinen beiden Rädern gefesselt war, hin und her zerrte, wie ein Elefant in Ketten, und als ich mich etwas nach vorwärts bewegen wollte, obgleich ich nicht wußte wohin? — fühlte ich mich plötzlich herumgerissen, wie eine tote Last — ich torkelte über das Deck und wurde kopfüber auf einen weichen Gegenstand geschleudert, der sich wie ein Arm anfühlte. —

## VI

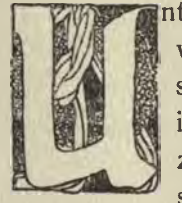
Und als die Sonne, wer weiß das wievielte Mal nach dieser denkwürdigen Nacht?! aufging — fing ich an zu erkennen, daß ich im Arm einer *Grauen Schwester* lehnte, scheinbar einer von denen, die ich auf dem scheiternden Schiff gesehen hatte. Mein Geist war aber sehr geschwächt, und ohne als Geist, wie es scheint, viel Recht auf Realität zu besitzen. Ich begann also meine Blicke auf einen Gesichtskreis zu beschränken, der nicht viel größer war als meine Handfläche. — Ich sah nichts als die dicken Falten einer Wollkleidung, in die jene Nonne gehüllt war, und hob

den Finger, um von ihrem Gewand einige geronnene Wachstropfen fortzustoßen, mit denen das Kleid befleckt war, und die den Anschein erweckten, als ob ein Rosenkranz aus Bernstein an den Falten entlang herabflösse. —

Aber sie sprach zu mir mit einer seltsamen Stimme, die den Stimmen aller meiner Freunde ähnlich war: „Das Wachs da sollst du lassen, denn es ist von der geweihten Kerze, die ich auf deinem Begräbnis in der Hand gehalten habe.“

---

# Das Stigma.

nter den Aufgaben des menschlichen Tuns ist wahrscheinlich diese die unschuldigste, die schönste und gewiß auch ihrem Sinne nach die interessanteste, die darin besteht: — jemanden zu sehen oder wiederzusehen, also — einen Besuch zu machen. Das Priestertum hierin ist dem Menschen angeboren und gehört zur üblichen Handhabung eines Zeremoniells, das in der Natur der Lebensdinge liegt. Man kommt zueinander ohne ein besonderes Geschäft, spricht das, was auch schon von selbst zwischen Menschen in gegebenen Augenblicken gesagt ist, empfängt und tauscht Bestätigungen oder Verneinungen der Urteile über das erste beste, das ohne absichtliche Wahl oder geschäftliches Interesse zur Rede gebracht wird, und sucht auf diese Weise absichtlos und unbewußt nach Gegenseitigkeit in der Anerkennung, im Empfinden und in der Harmonie ... Wenn man diese gefunden hat, ist der Besuch oder die eigentliche Visite an und für sich erledigt und angenehm. Mystischere Angelegenheiten, als diese so alltägliche, würden schwer im Menschenleben zu finden sein.

Daher kommt es wohl, daß es Salons gab und gibt, die, wenn auch gar nicht prachtvoll oder durch besondere Eleganz ausgezeichnet, doch nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch in der Geschichte zu lebensfördernden Faktoren gezählt wurden. — Ja, diese nicht geringen Vorzüge waren viel häufiger eine Eigenschaft der kleinen, einfachen Salons, als der glänzenden, besonders darauf eingerichteten.

Der winzige Salon der Generalswitwe * * * näherte sich sehr den oben geschilderten. Es herrschte darin eine Art goldener Anarchie, die volles Vertrauen zu ihrem eigenen Bestehen und zur Gültigkeit ihrer Bürgschaften

 hatte. Wer sich dort formell melden wollte, ließ sich melden — wer aber zu ihr wie zu einer verwandten älteren Dame kam, der führte sich auf seine Art ein; wer bei ihr unerwartet den Abend verbrachte, der hatte dort vordem gewiß auch schon zu Mittag gegessen, und die Stunden eilten dann so magisch schnell dahin, daß er sich plötzlich beim Lampenschein befand, und er befand sich gut .... Weil es üblich ist, auch einen besonderen Tag in der Woche für Abendgesellschaften zu haben, so war auch ein solcher Tag da, aber nur nominell. Es würde dennoch jeder sehr im Irrtum sein, der eine solche selbständige Harmonie als irgendeinen Mangel an Sorgfalt deuten sollte. Es war im Gegenteil eine negligentia diligens — eine Aufgabe, die vielleicht die bedeutendste ist in der Lebenskunst, sowie im Leben der Kunst.

Wenn ich also mit einem Wort den wirklichen Gesamtgrundriß eines jener fast alltäglichen Abende bezeichnen wollte, würde ich ihn mit einer kleinen, aber vornehm gespielten Symphonie vergleichen. Sie begann meistens mit einem nicht charakteristischen aber freien Ton, der einen nur alltäglichen Klang hatte, — unmerklich jedoch wurde dieser Ton lebhafter und steigerte sich, wenn ihn von Zeit zu Zeit die Neuigkeiten leicht streiften, die erdennah, plötzlich, geschwind und kreisend kamen, fliegenden Schwalben gleich. Hin und wieder schien ein Schnörkel des Lächelns und schließlich sogar ein deutliches Gelächter den Gang des Ganzen zu unterbrechen, aber sofort entstand wieder ein tiefes und breites serioso und wurde von dem heiteren Strom der Akkorde getragen . . .

Eine Unterhaltung, die sich derartig von selbst führte, denn niemand leitete sie, brachte es mit sich, daß, wenn der Abend seinen Höhepunkt erreichte, alle und alles eine

Gemütsstimmung zu erfüllen schien. Man konnte sogar 
denken, es wäre dasselbe Alter, das heißt, daß plötzlich, wie in einer alten christlichen Legende erzählt wird, alle Männer gegen 33 Jahre alt und alle Damen noch zehn Jahre jünger wurden, denn wahrscheinlich soll es so am Auferstehungtage sein! . . Zu einer solcher Stunden eines bereits späten Abends schien es mir, als ob diese seltsame Strömung wirklich alles ringsherum erfaßt hätte. Und beim Anblick der Blumen, die dicht nebeneinander sich bis zur halben Höhe der großen Fenster reckten, kam mir ein Verdacht gegen die Geschicklichkeit des Dieners, — es schien mir, als ob sein Teebrett gekippt wäre, und das Aroma des Tees und Rums sich plötzlich den bereits einschlafenden Blumen mitgeteilt hätte — kurzum, daß sie nicht ohne Grund so grellfarbige Augen machten! . . Einzig gegen die Rose hegte ich nicht den Verdacht eines Sichgehenlassens so gewöhnlicher Art, aber die flammende Granatblüte konnte berauscht sein, und der ponceaurote, große Mund des Geraniums glänzte ganz wie betrunken. —

An einem solchen Abend, in einem solchen Augenblick (o, lästige Erinnerung!) rief mich die Generalin von weitem durch einen Wink des Fingers an ihren Sessel und äußerte die Bitte, einen Violinisten kennen zu lernen, dessen Ruhm gerade im Aufblühen war, und der im Badeort konzertierte. Daß sich dieses aber in einem Badeort zutrug, habe ich in der Einleitung vergessen zu erwähnen. Die Matrone hatte stets, wie es für ihr Alter üblich war, einige vornehme junge Damen um sich: bald Töchter ihrer Verwandten, bald Mädchen aus nahe befreundeten Häusern. Eine von ihnen war auch Fräulein Rose P., eine üppige, kleinrussische Schönheit — für sachverständige Beobachter, oder ein „fesches Mädel“, eine, „die gar nicht übel“ ist für Leute, die alles auf

 eine alltägliche Art und Weise betrachten. Die Generalin jedoch, obgleich ihre Kurzsichtigkeit so groß war, wie ihre großen Augen, was ihr einen eigentümlichen Blick gab, der alles auf einmal zu umfassen und zugleich mit Mühe zu betrachten schien, kannte vortrefflich Rosens Schönheit. Sie hatte nur, wie ich glaube, eins an ihr auszusetzen: daß sie allzulaut spreche. Es war aber dennoch nichts Künstlich-Deklamatorisches in der Stimme Rosens. Ich hätte diesen Fehler überhaupt gar nicht bemerkt, wäre nicht das Gerede der Menschen und ihre Neigung, an allem zu mäkeln, ohne die ja der Realismus nicht bestehen kann. Im Gegenteil, wenn Rose sich verbesserte, und die Stimme weniger deutlich klang, dann schien mir dieses mehr des Tadels zu bedürfen, als das, was man an ihr tadelte und wodurch sie nicht immer sehr glücklich beeinflußt wurde . . . Die Schönheit von Fräulein Rose bedurfte eines gut gewählten Abstandes, denn sie war ganz statuenhaft. Der Einschnitt der Taille und ihr Umriß, von denen die Frauen des Südens und größtenteils die des Orients keinen Begriff haben, verband sich zu einem Ganzen mit der Rundung und der vortrefflichen Haltung des Halses, der unter der Last des dunklen, üppigen Haares sich nach vorn zu neigen schien. Die Augen waren ruhig und tief, an verzauberte Seen erinnernd — die Gebärde des Armes von einer großen Vornehmheit — und etwas vom nachdenklichen Schwan in allen Bewegungen. Darum pflegte auch die Mehrzahl ihrer Landsleute über sie zu sagen: „Ein Fräulein! . . . da ist nichts 'bei zu sagen.“ — Die Polen bedienen sich nämlich dieses Ausdrucks gerade dann, wenn sehr viel zu sagen ist — man behauptet sogar, daß hie und da auf gleiche Weise der Ausdruck „da ist nichts 'bei zu machen!“ gebraucht wird . . .

Als ein sehr ungeübter Romanschreiber habe ich schon

zweimal nicht erwähnt, daß dieses alles im Bade geschah; 
weil aber noch nichts geschah, so bin ich eigentlich nicht sehr damit verspätet. *Im Bade* bedeutet nicht irgendeinen vereinzelten Badeort, sondern die ganze geologische Gruppe, die entweder mit allerlei interessanten Ruinen ausgestattet ist, die es verdienen, als Ausflugsziel betrachtet zu werden, oder Aussichtpunkte zu verzeichnen hat, von denen aus sich bezaubernde Fernsichten entrollen. Wer aber an wunderkräftige Gegenden und Dinge nicht glauben sollte, wer der Ansicht wäre, daß es nichts Schöpferisches gibt, außer dem realen Sinn der Technik und Administration, — der sollte aufmerksam ein lustiges und reiches Städtchen betrachten, das zwischen einsamen Felsen *um ein Glas Wasser herum* und *für dieses Glas Wasser* erbaut wurde und sich nun dafür entwickelt. Dieser dünne Streifen Quellwasser, — der sich vom Felsgipfel quer über die steile, in den Abgrund verschwindende Steinwand blinkend schlängelt, — der dort irgendwo im Unterirdischen zu einem segensreichen Getränk umgebraut wird und neben der alten Kapelle wieder hervorsprudelt — das ist der Ursprung und der Freibrief der Stadt! Entdeckt wurde der Quell vor vielen hundert Jahren durch den Jagdfalken einer mittelalterlichen Gräfin, die sich auf der Jagd verirrt hatte — dann haben ihn Mönche geheiligt, deren primitive Wohnstätten, als kümmerlicher Rest, in den Untermauern der Kapelle zu sehen sind. Heute schlürft ihn auf den Berggipfeln ein Reh und zerstampft das Naß mit munterem Fuße zu tausend Tropfen. Tiefer, viel tiefer zerstäubt ihn eine Wolke zu einem Silbernebel und tränkt damit ganze Streifen von Veilchen, bis ihm schließlich ganz unten würdige Gäste aus verschiedenen Ländern Hände mit prunkvollen Gläsern entgegenstrecken. Und Herrscher kommen hierher zuweilen, aber nicht verstohlen und heimlich. Weltberühmte

Kongresse von Einfluß auf die Schicksale ganzer Völker wurden und werden hier angeknüpft!

Wenn aber dein Auge allein an der landschaftlichen Schönheit eines so bezaubernden Hintergrundes haften bleibt und dir dann nichts mehr fehlt . . . fehlt dir ein Herz! . . . Von selbst kommt einem der Gedanke zugeflogen und raunt ins Ohr, daß hier noch die Gestalten zweier, sich tief Verstehender fehlen — denn so könnte es sein! . . . so müßte es voraussichtlich irgendwo im smaragdgrünen Schatten dieser abseitsstehenden Häuschen, so muß es sogar ganz gewiß noch heute abend oder morgen früh sein . . . Denn die Vollständigkeit der Harmonie verlangt es.

Welch diplomatisch-psychologische Schwierigkeiten habe ich da gehabt, um die Wünsche und den Auftrag der Generalin in bezug auf die erwartete Vorstellung des Virtuosen zu erfüllen! Diese Schwierigkeiten wurden hauptsächlich dadurch verursacht, daß ich nicht mit einem Wesen, sondern mit zweien zu tun hatte, aus denen sich dieses eine zusammensetzte. Nicht, wenn er das Podium betrat oder wenn er zu spielen begann, sondern erst mitten im vollen Spiel war Oskar * * * ganz er selbst, und wahrscheinlich nur dann auch wirklich er selbst: *der*, zu dem er selbst erst gelangen mußte, und nicht jener, den er eher zu meiden schien oder nur durch das Gefühl der Identität duldete. Jener andere war ein junger Witwer in einem von Trauerflor umwundenen, etwas ins Gesicht gedrückten Hut, unter dem das hervorquellende schwarze, üppige Haar sich von selbst im Winde lockte. Man begegnete ihm hie und da, ohne zu wissen, wann und wie er hereingekommen war, denn er hatte den Gang und die Gepflogenheiten eines, wenn nicht sehr vorsichtigen, dann mindestens sehr zuvorkommenden und empfindlichen Menschen. Oft schien es, als ob er nicht auf

die an ihn gerichteten Worte, aber vorerst auf ihre letzten Konsequenzen antwortete. Man könnte sagen, er unterhielt sich nicht, er kam den Meinungen und den Gefühlen zuvor, was zuweilen in seinem Übermaß als Mißtrauen anmutete. 

Erst eine aufmerksam gelesene Biographie dieses Künstlers warf mir Licht auf eine solche Wesensspaltung in einem Menschen. Wenn man sie aber zu den Ausnahmen zählt, dann ist das wohl hauptsächlich eine Folge der Stumpfheit unserer Beobachtungwerkzeuge und der Faulheit, sich sorgfältiger umzusehen. Der Künstler war ein ganz anderer, wenn er eine Weile gespielt hatte und sich in sich selbst befestigte. Etwas Olympisches richtete plötzlich die Linie seiner ganzen Gestalt auf — der Kopf hob sich trotzig — ein Büschel Haare neigte sich auf die Stirne herab und wollte nur unter dem festen Taktschlag des Fußes weichen. Die Hand eilte voran und schien mit den Fingern schon im voraus die Töne zusammenzuscharren, bevor man sie mit dem Bogen auffangen konnte, um die Atemlosen hinauszuschleudern . . .

Konnte man also umsichtsvoller handeln, als eine solche Persönlichkeit gar nicht erst im Salon, sondern in einer Theaterloge vorzustellen? Aber wie konnte ich voraussehen, daß, nachdem dieser vernünftigere Weg eingeschlagen wurde, die Vorstellung gerade zu einer Zeit stattfinden sollte, da es dem Publikum beliebte, dem Künstler Blumen zu werfen! . . Oder konnte man vorausahnen, daß Fräulein Rose in ihrem allzu üppigen Haar, das keinen Schmuck vertrug, gerade eine Rose tragen würde? . . daß diese Rose, an ihrer Schulter hinabgleitend, zu Boden fallen würde, und daß der näher als ich stehende Geiger, den ich gerade vorstellte, sich beeilen würde, die Blume als eine für ihn bestimmte Gabe zu betrachten, wie alle Blumen dieses Abends? und daß deswegen auf eine augenblickliche, blitzartige Weise (wie das zuweilen

 vorkommt) zwischen Oskar und Rose, ich will nicht sagen ein Streit, aber eines jener Mißverständnisse entstehen würde, die desto wichtiger sind, je weniger es sich darin um etwas Gegenständliches handelt! . . Denn nicht um die Rose allein war es den beiden zu tun, — es mußte noch etwas anderes zwischen ihnen gewesen sein, bevor sie sich sahen und kennen lernten, . . wenn man sich so wunderlich in einer Erzählung ausdrücken darf, die keinerlei Anspruch darauf erhebt, wissenschaftlich genau und klar zu sein. Kaum war nämlich das wegen der Rose entstandene Mißverständnis zu einer gegenseitigen Aufklärung gelangt, als ein Veilchen fast zu etwas Ähnlichem Anlaß gegeben hätte; und als die Erregung darüber sich zu legen begann, gab augenscheinlich die flammenrote Granatblüte den Grund zu einem neuen Streit; und es geschah sogar, während gelegentlicher Spaziergänge, daß wilde Nelken, eine Kornblume, die blassen und niedrigen Feldwinden und winzige (für Laien) namenlose Pflänzlein Anlaß und Stachel zu Zwistigkeiten wurden. Einzig der Schmetterling, und der gemeine Kohlweißling, der sich überall tummelt, konnte vielleicht im Vorbeifliegen am Fenster, über dem Zopfe Rosens und über Oskars Schläfe die näheren Ursachen erfahren und die Ziele einer so wenig erklärlichen Angelegenheit erraten.

Ich weiß nicht und werde mich nie darum bemühen zu wissen, ob es möglich sei, daß einer von uns der Vertraute einer Frau werden könne? Daß man aber der Vertraute eines verliebten Mannes wird und oft dazu gezwungen ist, das kenne ich . . . o! von sehr vielen schlaflosen Nächten her, die ich weder verdient noch verschuldet hatte.

Mehrmals in der Woche zu einer Stunde, die später 
als spät war, das heißt, wenn man schon die Gesellschaften verließ, öffnete sich bei mir die Tür, und Oskar drang herein mit seinem mystischen Schritt, warf seinen Frack und die weiße Halsbinde ab, ließ sich an meinem Bett nieder, stützte den Kopf in die Betten nach der Richtung meiner Knie und sprach: — „. . . Ach! . . . du allein verstehst das . . . nicht wahr? . .“ Das Gähnen hinter dem Zipfel der Bettdecke verbergend, wiederholte ich: „ach!“ . . — „Nicht wahr?“ bekräftigte Oskar. „Jawohl,“ antwortete ich, die zuklebenden Augenlider aufreißend. — „Aber, wie würdest du diese kleine Einzelheit deuten, die sich heute ereignet hat, — denn dir allein muß ich alles sagen . . .“ — „Heute,“ sagte ich und löschte die Kerze aus, da die weißen Lichtscheine der Morgendämmerung schon über die Wand huschten. — „Ich werde mich kurz fassen,“ fuhr Oskar fort — die Uhr schlug gerade drei nach Mitternacht — „ich werde mich kurz fassen, denn es muß schon ein bißchen spät sein . . . Stelle dir vor, daß dieser Graf, der Weltreisende (für den ich nie viel Zuneigung gehabt habe), gerade als ich bei Ihr saß — du weißt ja bei wem — in einer Unterhaltung zur Rede brachte, daß die ägyptischen Tänzerinnen einen Tanz tanzen, fast ohne sich von der Stelle zu rühren. Währenddessen erhob sich Fräulein Rose und ging langsam ans Fenster, wo die nachlässig herunterhängende Gardine zudringlich einen Blumenzweig umschlang — sie verbesserte diese unharmonische Falte und kehrte auf die verlassene Stelle zurück . . . Was würdest du darüber denken, und wie könnte man das erklären? Sprich! um Gottes willen . . . aber hast du nicht vielleicht etwas geschlafen? . . — „Wieso, etwas!“ sagte ich, „ich hätte schon tüchtig geschlafen, aber ich denke . . .“ und indem ich mich, wie zur Abwehr, in die

 Decken wickelte, um endgültig einzuschlafen, sagte ich: — „ich glaube, wenn man wüßte . . . mein Lieber! . . . wie diese nachlässige Falte verwickelt war? — wenn?! wenn!“ — ich sprach und warf über den Kopf eine Falte meiner Bettdecke . . . — „aber da du dieses nicht bemerkt hast, willst du mich wohl erst raten lassen, ohne mir Zeit zu gewähren, in mich zu gehen, tiefer und in Ruhe nachzudenken . . .“ — und bei diesen Worten drehte ich mich nach der Wand und schlief fest ein.

Derartige Beichten geschahen jedoch nicht nur beim trügerischen Mondenschein, sondern auch bei realer Mittagssonne, wenn es vorkam, daß ich wieder einmal dem vorbeihuschenden weißen Hut mit dem Trauerflor begegnete. — Natürlich war es Oskar, der mit seinem Geigenkasten irgendwohin zum Unterricht eilte. — „Ah! gerade habe ich an dich gedacht — sei so gut, mich morgen abend zu erwarten . . . es kann etwas Wichtiges vorfallen . . . ich soll bei der Generalin spielen — soll mich an einem Ausflug in die Berge nach der Römischen Brücke beteiligen . . . Du verstehst mich!“ Und dann fügte er noch mit einer unterirdischen Stimme hinzu, indem er den Hut ins Gesicht drückte: „es kann etwas Wichtiges vorfallen! . . auf Wiedersehen!“ Als er sich aber eilig mehrere Schritte entfernt hatte, kehrte er schleunigst wieder um und sagte, dicht bei mir stehen bleibend: — „Was hatte das wohl zu bedeuten, daß dieser Graf X, der Weltreisende (der mir nie sympathisch war), heute früh mich mit ausgesuchter Höflichkeit am Brunnen begrüßt hat? Glaubst du nicht, daß es etwas zu bedeuten hatte? zum Beispiel . . .“ — „Es kann darin ein guten Morgen sein, besonders wenn er das mit Worten nicht ausgedrückt hat“ — antwortete ich.

Daß ähnliche Vorfälle durchaus nicht die leichtesten und

angenehmsten für mich Schuldlosen und Gleichgültigen waren, habe ich keinen Grund, zu verhehlen. Ich könnte aber nicht begreifen, warum man nicht auf Verliebte Rücksicht nehmen sollte, wo man doch auch dem Blinden an der Straßenecke Geldmünzen in den Hut wirft. 

Ein anderes Mal während einer wundervollen Sommernacht, die in all ihren Reizen prangte, so daß es Grobheit gewesen wäre, zu schlafen im Anblick von so vielem Wunderbaren, erschien Oskar ganz plötzlich bei mir, weniger still und unsicher als sonst. In der Hand hielt er die Geige und hatte im Knopfloch ein frisch gepflücktes Lorbeerreis mit rosigen Blüten. „Beachte,“ — sagte er zu mir, — „wer bei dir eintritt? Ob es eine Lorbeerblüte ist, die einen Menschen bringt, da ja eine Blüte doch einen Schmetterling tragen kann; oder ob es dein Freund ist, mit einem rosigen Lorbeer an der Brust? . . .“ — „Ich errate,“ — antwortete ich, — „wer dir, lieber Oskar, das schöne Laub gegeben hat . . .“ — „Jawohl!“ — unterbrach er mich mit Leidenschaft, — „aber höre, wofür? . . .“ und indem er seine Linke, die auf der Höhe der Saiten haftete, nach vorwärts schob, begann er:

WARUM?

Vergeblich wirst du dir Erlösung suchen
aus deinen Täuschungen, vergeblich fluchen.
Du kehrst zu ihr zurück! — —
Du brichst die Treue dem eignen Groll,
umschleichst ihr Haus vor Sehnsucht toll
und zitterst um dein Glück. —
Vielleicht wirst du sie nimmer finden? . . .
Warum, ach, warum? —
Dein kleinstes Wort wird dich mit Ketten binden,
und niemand wird's verstehen, nur du . . . nur du!
Und selbst noch fern von ihr, oh, gräßliche Gedanken,
die Argwohn spei'n und höhnend schrei'n und zanken! . . .
Versöhnung?! goldne Hoffnung du! — —

Du kehrst zu ihr zurück!
Du brichst die Treue dem eignen Groll,
umschleichst ihr Haus verzweiflungvoll
und zitterst um dein Glück. —
Vielleicht wirst du sie nimmer finden? . . .
Warum, ach, warum?

Die Glücklichen, . . haha! die werden kommen . . . kommen! . . .
Ein froher Kreis wird lärmend sie umgeben.
Das Recht, tief aufzuseufzen, wird dir selbst genommen.
Oh, grausam-starres Komödiantenleben!
Wer hat sie hergeführt, die mit den frohen Hirnen?
Aus allen Ecken glänzen ihre Stirnen!
Das ganze Haus ist voll. Sie sind Legion geworden.
Warum? wozu? um mir mein Glück zu morden? . . .
Hast du Geduld? . . . Nun gut, — zwei bleiben sicher sitzen,
und auch der Dritte hat noch eine Frage
grad' auf der Schwelle. Seine Augen blitzen,
er hält die Uhr: „Äh, apropos . . . daß ich noch sage . . .“
Auch ihm ist nicht zu traun, du weißt es allzu gut,
er zieht die Handschuh' ab, stellt weg den Hut . . .
Warum, oh, warum?!

Bis dann die Stunde naht, wenn's besser heißt zu gehen,
als da zu sitzen, wie ein stummer Block.
Versteinert stehst du auf. Ach, es wird nichts geschehen,
gar nichts! — wie immer nimmst du Hut und Stock . . .
Warum, oh, warum!

Und draußen wird der Mond am Himmel prangen,
der alte Mond, — die Sterne starr und blaß,
mit Augen seelenlos, wie totes Glas,
wie bitt'rer Tränen Tau auf todeskalten Wangen . . .
Als ob ihm niemand sagte, ihm, der oben thront,
welch große Qual hienieden wühlt und wohnt,
als ob ihn nie ein Mensch befragt mit Bangen:
Warum, Herr, warum? —

Still, ruhig und aufmerksam legte der Künstler die Geige beiseite, wischte den Bogen ab, und nachdem er mir die Mitteilung gemacht hatte von dem für den nächsten Morgen geplanten Ausflug nach der Römischen Brücke, und die Antwort empfing, daß ich meine Beteiligung daran nicht versprechen könnte, aus dem Grunde öfterer Besuche bei einem kranken Kollegen — war er schon im Begriff, das Zimmer zu verlassen, die Geige und den Lorbeer mit sich forttragend, plötzlich jedoch kehrte er um, und sich zu meinem Ohr neigend, fing er wieder halblaut an: „Dieser Weltreisende, der Graf X (für den ich keine besondere Zuneigung hatte), hat seine gesellschaftlichen Vorzüge. — In einem allgemeinen Gespräch hat er einmal zur Rede gebracht, daß man sich in den altchristlichen Kirchen den gegenseitigen Bruderkuß gab . . . Stelle dir, bitte, die daraus entstandenen Meinungverschiedenheiten vor! . . die einen wollen nämlich eine Wiederherstellung der Überlieferung . . . die anderen und gewisse andere befürchten, daß eine Sekte entstehen könnte . . . Es ist kein Ende abzusehen, da diese Angelegenheit bald in allgemeinen, bald in geheimen Gesprächen . . . und halblaut . . . erörtert wird . . . Aber es ist schon sehr spät und man muß noch ausruhen, denn morgen früh heißt es hinaus, hoch zu Roß! . .“ — Er ging.

Ich habe gegen mich den Verdacht, daß ich für glückliche Menschen, die in die Fülle eines erfolgreichen Seins eintreten, eine gewisse Art unfreiwilliger Gleichgültigkeit empfinde. Meinen kranken Kollegen, der sein Zimmer nicht verließ, besuchte ich meistens zur späten Tagesstunde, da er

 die früheren ohne meine Beihilfe leicht mit anderen teilen konnte; also ich hätte schließlich die Gesellschaft bei ihrem Ausfluge nach der Römischen Brücke begleiten können. Was jedoch der Stundenplan erlaubt, ist nicht dadurch schon allein der Wille oder die Kraft geneigt, zu benutzen. So geschah es denn ganz unabsichtlich, daß ich mich im Laufe des Tages, durch die immer schöner werdenden Aussichten verlockt, in die Berge verirrte und gerade nach der Richtung hin, die ich zu meiden hatte. Aber bereuen können es weder meine Augen, noch mein Herz, denn ich sah das bezaubernde Bild der schönsten Landschaft der Umgegend. Ein breites Amphitheater aus violetten und rosigen Felsen türmte sich rings um ein Tal, das im tiefen Grunde von einem lustigen Bach durchschnitten wurde. Die Spuren des römischen Heerweges, der wohl wegen der veränderten Bedeutung des Ortes jetzt unbenutzt lag, schimmerten weiß und ziemlich deutlich zu beiden Seiten des felsigen Flußbettes. Die Strömung stieß hin und wieder auf einen Block, der voraussichtlich von den Felsgipfeln herabgerollt war, und zerspritzte an seiner Härte zu einer weißen Nebelwolke, kleine Regenbogen ringsherum bildend. Was vielleicht in den Linien des Amphitheaters zu schroff gebrochen erscheinen mochte, glätteten die vollen Massen der grünen Bäume — es war mit einem Wort vollkommen und harmonisch, wie am Himmel . . . Und dort, wo die Spange der Brücke den römischen Heerweg verbinden mußte, stand noch ein Brückenbogen, geschmückt mit jenen, von Ruhe, Größe und Gleichmut zeugenden Einschnitten und Proportionen, wie sie nur der Künstler des Altertums verstand.

Selbst ohne mein Fernrohr zu benutzen, sah ich von meinem Standpunkt aus die Gruppen der Ausflügler, die sich nach der Brücke hin bewegten und hie und da in der

Bewunderung der Naturschönheiten anhielten. Ich konnte genau unterscheiden, wie die Ungeduldigeren das Ziel erreichten, wie sie von den Pferden, Eseln und Maultieren stiegen, und wie einzelne die Arkade der zerbrochenen Brücke betraten. — „Dort muß also schon das letzte Ziel sein! . . Denn weiter kann man ja nicht gehen . . .“ sagte ich mir, als ich plötzlich, wie ein Astronom, der voll Spannung ein Doppelgestirn erblickt, auf der Brückenarkade zwei Gestalten bemerkte und auf den ersten Blick den weißen Herrenhut mit dem Trauerflor und den amarantroten indischen Schal von Fräulein Rose erkannte . . . Das Sonnenlicht flutete voll — die Aussicht ringsherum war weit und tief, und das ganze Himmelsgewölbe schien mit einer wie gesegneten Anmut der Harmonie Welt und Menschen zu umfassen. Wie das goldige Gewölbe irgendeiner Basilika aus der Zeit der ersten Christen, wo treue und vom wahren Leben erfüllte Herzen den Bruderkuß austauschten im Angesicht des gütigen Gottes und seiner Engel . . .

Nach einigen Tagen aber, nachdem man wohl voraussetzen konnte, daß der Ausflug nach der Römischen Brücke sich nicht zu weit auf umliegende Wege ausgedehnt hatte, wollte ich mich zur Generalin begeben, da mich auch etwas daran mahnte, daß man nicht zu gleichgültig den Glücklichen gegenüber bleiben müßte. Als ich aber gerade im Ausgehen war, erhielt ich einen Ruf zu dem kranken Kollegen, und beim Eintritt in seine Wohnung fielen mir zwei große Regentropfen ins Gesicht, ein plötzlicher Wind kam auf, und eins jener Sommergewitter entlud sich, die so schön und furchtbar sind. Das hatte gewissermaßen unserer Abendunterhaltung unter vier Augen einen besonderen Reiz verliehen, hatte aber zugleich eine nicht allzu langsame Rückkehr nahegelegt. Das starke Wetterleuchten hörte nicht auf und

war sogar beim Lampenlicht sichtbar; das Firmament blickte erst aus einem Auge dunkelblau und klar, während das andere über den Felsgipfeln von einer schweren Wolke zugedrückt war. Nachdem ich also den geeigneten Augenblick ausersehen hatte, trat ich den Nachhauseweg an in einer vom Hagel abgekühlten Luft und beim Murren der sich träge beruhigenden Gewitter. Sie schienen schon entschieden, schweigen zu wollen, und nur hie und da schlug ein Blitz drein, wie eine nicht rechtzeitig verschossene Patrone, und ein verirrtes Wetterleuchten spritzte mir sein blendendes Licht in die Augen. So hatte ich mich denn auch etwas verirrt, wenn auch nicht bedeutend; ich war aber dennoch erstaunt, als ich plötzlich vor mir die Mauer der uns allen bekannten alten Kapelle erblickte. Und auf einmal empfand ich eine Art Schrecken, der einen befällt, wenn er unbewußt von einer fremden, heftigen Geberde ergriffen wird. — Eine Gestalt, ätherisch und dunkel, schien mir mit fliehenden Schritten den Weg durchquert zu haben. Ihre ganze Geberde umfing mich. Sie verschwand in den gewaltigen Felsklüften, tauchte für einen Augenblick aus ihrer Verdeckung auf und fiel mit einem einzigen Ruck ihres Körpers an der Türe der Kapelle auf die Knie nieder. Das war keine Täuschung, denn ich hörte den stumpfen Stoß der Stirn gegen die Mauer oder Bronzetüre. Einen solchen Ton gibt eine zerbrechliche oder zarte Sache von sich, die grob beiseite gestoßen wird. Dennoch konnte ich mich nicht genügend vergewissern, ob jemand wirklich mir über den Weg gelaufen war? Vielleicht schien es mir nur so bei der ungewöhnlichen Vermischung von Schatten und Licht und bei der Tätigkeit der Nerven in der von Elektrizität erfüllten Luft. Als mir aber plötzlich, ich weiß nicht woher, der durch nichts gerechtfertigte und begründete Gedanke kam, daß

diese Gestalt Fräulein Rose sein müßte!! . . . bemerkte ich 
sofort, daß ich mich im Banne einer nervösen Täuschung befand, und mit dem Lächeln eines wissenschaftlich Aufgeklärten setzte ich ruhig und nüchtern meinen Gang fort, bis ich auch bald den richtigen Nachhauseweg fand.

Es hatte mich nicht im geringsten verwundert, und ich fand es ganz natürlich, beim Wechsel der ziemlich durchnäßten Kleidung Oskar hinter mir plötzlich eintreten zu hören. Als ich mich aber meinem Gast zuwandte, um ihn zu begrüßen, war ich außerstande, seinen schrecklichen Anblick zu ertragen . . . Die blasse Farbe des verbogenen Hutes und die seines Gesichtes waren eins. Man sah nur den Streifen des Trauerflors, der gleichsam ein Stück fahle Wand zerschnitt. Der hartnäckig zusammengepreßte Mund und unbewegliche Augen, wie zwei Nagelköpfe, vervollständigten das Ganze, das einer vernachlässigten, unheilvollen Grabstatue glich. Er hielt einen Violinbogen und einen Handschuh in der Hand, wollte etwas sagen und stürzte sich lautlos in den tiefen Sessel. Und dann stöhnte er auf mit einem gewaltigen, in der Brust zurückgehaltenen Schluchzen: „Alles aus . . . ich Unglücklicher! . . . nur sprechen kann ich nicht . . .“ — Und indem er eigensinnig das Schluchzen niederkämpfte, wischte er sich den kalten Schweiß von der Stirn, dessen Tropfen mit einer dicken Träne vermengt über das Gesicht rannen, es gleichsam in zwei Hälften teilend. Das beste war, ihn zum Sprechen zu drängen, was ich auch tat, aber ohne baldigen Erfolg. — „Sprich doch! lieber Oskar!“ sagte ich schließlich — „denn es wäre wohl auch zu bedenken, daß du mich zu einem nutzlosen Schmerz verurteilst, da ich dich weder trösten, noch mit vollem Bewußtsein deine Gefühle teilen kann.“ — Als ich das sagte, erhob er sich, reckte sich hoch mit einer etwas theatralischen

 Anstrengung, reichte mir die Hand und sagte: „Verzeih.“ — Gleich aber ließ er sich wieder in den Sessel zurückfallen, bedeckte die Augen mit dem Taschentuch und sprach folgendes: „Die Unterhaltung über den sakramentalen Kuß bei den ersten Christen wurde zur Ursache verschiedener Andeutungen und geheimnisvoller Modulationen der Stimme und der Gefühle. Sie wurde erneuert und erneuerte sich von selbst . . . Ich saß neben der, die ich nun nie mehr wiedersehen werde . . . ich erwartete eine Antwort von ihr (so war es auf der Brückenarkade zwischen uns verabredet worden, mindestens schien es uns so). Und ich empfing diese Antwort, fürwahr, aber in einem allgemeinen Gespräch und dazu mit einer so lauten Stimme, daß sogar ein völliger Dummkopf erraten hätte, sie sei nicht für mich, den Danebensitzenden, sondern für eine vierte oder fünfte Person bestimmt, obgleich in Worten, auf die ich gewartet hatte . . . Du zweifelst vielleicht daran, ob ich genug Kräfte hatte, um aufzustehen, mich an den Grafen X. zu wenden, der augenscheinlich diese entfernte Person war, und ihm meinen Stuhl bei Rose anzubieten . . . damit sie (wie ich sagte) ihre Stimme nicht anzustrengen brauche! . . . Was dann geschehen ist? ist mir nicht ganz klar bewußt . . . ich bekam ein nicht zu überwindendes starkes Fieber . . . Ich erinnere mich nur daran, daß aller Augen auf mich gerichtet waren, und daß ich durch die Unsicherheit meiner Bewegungen etwas zerschlug oder umwarf. Ich entfernte mich . . .“

— „Unglückseliger!“ rief ich mit dem Gefühl eines tiefen Schmerzes, „du bist im Begriff, dich zu täuschen, oder du hast dich um dein ganzes Lebensglück getäuscht — wisse denn! . . sie hat eine ungleiche Stimme . . . sie hat eine solche Stimme . . . das ist nur ihre Stimme . . . Erfährst du denn das, was allen bekannt ist, erst durch dein eigenes tiefes Leiden? . .“

Darauf nahm Oskar plötzlich einen ganz anderen Ausdruck an und begann mit einer seltsamen Ruhe seine Kleidung zu ordnen — die Ungleichheiten in der Zuknöpfung seines Frackanzuges, sein wirres Haar zu verbessern . . . Er hob vom Boden den verbogenen Hut auf, der neben dem Stuhl lag, und gab ihm mit einem Kniedruck die gewohnte Gestalt, legte dann mit einer bis ins kleinliche gehenden Sorgfalt die winzigen und soeben noch verworrenen Falten des Trauerflors zurecht. Bei diesem Anblick erkannte ich seine völlige, unheilbare Verzweiflung. Und obgleich mir der Gedanke kam, etwas von meiner Vision an der Kapelle zu erwähnen, wurde dieses zur Unmöglichkeit aus rein psychologischen Gründen. Nach einem Augenblick faßte Oskar seinen Violinbogen, wie man einen Spazierstock hält, und eine tadellose Haltung annehmend, begann er in einem etwas professionellen und beleidigten Ton: — „Ich bin dir eine Antwort schuldig, und diese lautet: es ist möglich, daß ich nie Talent gehabt habe . ., daß dieses aber heute zerstört worden wäre“ — (hier zerbrach er seinen Violinbogen und warf ihn weg) — „ist vorläufig sicher. Aber es bleibt mir ein Wissen in den Dingen der Kunst, worin ich vielleicht von niemandem (bitte vielmals um Entschuldigung) Hilfe und Anweisung erwarte. Also was eine Stimme anbetrifft? ihre Gleichmäßigkeit oder Ungleichmäßigkeit? oder die einer Stimme eigenen Klangnuancen? So habe die Güte, die Unterredung in dieser Hinsicht als erschöpft zu betrachten.“ Bei diesen Worten blickte er auf die Uhr und sagte: — „Ich werde demnächst verreisen . . . die Stadt verlassen . . .“ — „Ich bitte dich also um Verzeihung, als Laie einen Künstler . . .“ — rief ich aus. — „Und ich dich, als einen Freund“ — antwortete er, wonach ein völliges, paar Minuten langes Schweigen zwischen uns entstand. Und

 als von uns beiden nur noch der Gast und der Gastgeber übrig blieben, holte ich für ihn die für diese Tagesstunde passenden leichten Getränke hervor und sprach beim Einschenken des Weißweins: — „Bediene dich nach Belieben . . . ich trinke Wein.“ — „Ich auch.“ — Und wir faßten beide in die Auskehlungen der Gläser.

Etwas später, nachdem schon einige Zeit im farblosen Gespräch vergangen war und der nicht leichte Abschied überstanden, hatten mich Ermüdung, Ruhe und Dunkelheit schließlich eingelullt. Am nächsten Tage aber, zur frühesten der Morgenstunden, die sich für Besuche eignen, eilte ich voll herzlicher Neugierde zu Oskar, konnte jedoch nur erfahren, daß er bei Tagesgrauen abgereist war, ohne irgendeine Spur von einer Adresse zu hinterlassen. Da es noch zu früh war, mich bei den Damen zu melden, beschloß ich, langsamen Schrittes nach der Kapelle zu gehen und von dort in einem ebenso langsamen Tempo nach der Generalin, die ich dann zu einer etwas geeigneteren Stunde treffen konnte. Ich rechnete dabei auf ihre Freundschaft und ihr Wohlwollen wegen eines so frühen Besuches. Während ich meine Schritte dahin richtete, kam mir der Gedanke, bei Tageslicht die Stelle zu finden, wo ich stehen geblieben war, als mich die schwarze Erscheinung überraschte. Das Tageslicht antwortet nicht gleich auf ähnliche Fragen, es ist einigermaßen wie ein nüchterner, fleißiger und gesunder Diener, den man während der Abwesenheit des Herrn um etwas seine Dienstfunktionen Übersteigendes fragen würde. Er sagt zuerst eine Menge Einzelheiten und ahnt gar nicht, daß er schon auf alles geantwortet hat, wenn er noch immer glaubt, nichts gesagt zu haben. Ich fand nicht nur die Stelle, wo mich die Erscheinung überraschte, sondern sogar meine Fußstapfen; und da ich bemerkte, daß Hagel, Regen und Gewitter die Erde so

aufgeweicht hatten, daß sie wie Bildhauerton war, eilte ich 
den Felsklüften zu, wohin jene Gestalt auf einen Augenblick mir entschwunden war, und ich erblickte die deutliche Spur eines schlanken Frauenfußes . . . Dieses kann nur ein Archäolog verstehen, wenn er in einer Antiquitätensammlung den ehemals schwarzen Atlasschuh aus dem Nachlaß von Marie Antoinette sah, der aus ihrem letzten verhängnisvollen Tage stammt! . . Und nur dieser wird es begreifen, der gesehen hat, wieviel die stumme Abbildung einer menschlichen Geberde ausdrücken kann! Der Abdruck des Fußes auf dem Sande brachte mir jenen tragischen Schuh der Königin in Erinnerung, mit dem sie aus Unaufmerksamkeit auf den Fuß des Henkers trat und darauf die denkwürdigen Worte sagte: „Excusez, Monsieur! je ne l'ai pas fait exprès.“ — —

Nun hatte ich nichts mehr zu fragen, da ich alles klar sah. Voraussichtlich war Rose nach der Aufführung Oskars hinausgeeilt, um sich zu beruhigen . . . Diese beiden Unglücklichen hatten sich gegenseitig das Herz zerrissen, obgleich sie sich leidenschaftlich liebten. — Ein Mißverständnis, das auf die unschuldigste Art ans Verbrechen grenzte! . . etwas Schreckliches . . .

Die Turmuhr der Kapelle begann die Stunde zu schlagen und erweckte mich aus tiefer und schmerzlicher Versunkenheit. Sie brachte mir zu Bewußtsein, daß ich nicht mehr langsam zu gehen brauchte, sondern sogar eilen müßte. Ich fand mich also ziemlich schnell an der Gitterpforte des kleinen Parks, der sozusagen den Vorhof der Villa der Generalin bildete. Die Pforte stand offen. Ein Handwerker machte sich, auf einer Gartenbank stehend, daran zu schaffen und schien eine Klingel auszubessern oder abzunehmen. Diese Tätigkeit beaufsichtigte die mir bekannte Hofmeisterin der

 Generalin, eine sehr bejahrte Frau, die dennoch erstaunlich lebhaft und voll seltener Geistesgegenwart war.

— „Sie wissen schon . . . Die Generalin hat Ihnen geschrieben“ . . . sagte die Gute mit etwas gedämpfter Stimme. — „Ich bin sehr früh von zu Hause weggegangen“ . . . — begann ich, aber mich verbessernd, ergänzte ich — „ich weiß“ — und ohne einen Namen zu nennen, fügte ich noch hinzu: — „Wie steht es mit der Gesundheit?“ . . — „Fräulein Rose ist, Gott sei Dank, eingeschlafen, — wir bemühen uns, jeglichem Lärm vorzubeugen, und nehmen hier die Klingel ab. Frau Generalin wird Sie gewiß sofort empfangen . . .“ Nicht allzu raschen Schrittes die Alte begleitend, sagte ich noch: „Ist die Meinung des Arztes günstig?“ — „Wenn die doch etwas wüßten, lieber Herr! .. Erkältung — das ist alles. Fräulein Rose hat zu lange in der feuchten Kapelle während des Hagels und Gewitters gebetet . . . aber das weiß ja jeder von uns auch ohne die Herren Doktoren! . . Daß ich nie mehr etwas von Erkältung höre, mein lieber Herr! . . Ich hatte eine Tochter, lieblich wie ein Engel . . . heute noch muß ich weinen, wenn ich daran denke: sie hatte sich einmal zu stark beim Tanzen erhitzt — dann setzte sie sich vor die Tür, wie ein kleines Kind — nur ein Glas kaltes Wasser hat sie getrunken, und sehen Sie, lieber Herr, heute noch muß ich darüber weinen. — — Aber wir wollen auf Gott vertrauen . . .“ — Ich befand mich gerade auf der Schwelle des kleinen Nebensalons der Generalin, die mir schon von weitem durch einen Wink des Fingers bedeutete, neben ihr Platz zu nehmen, damit wir uns desto stiller unterhalten konnten. Ein Augenblick, den man auf der Uhr nicht bezeichnen kann, verrann im Schweigen . . . — „Voraussichtlich haben Sie Herrn Oskar gesehen?“ — sagte schließlich die alte Dame, — „und zusammen mit dem, was ich Ihnen

geschrieben habe, wissen Sie schon alles. Einstweilen hoffen wir viel Gutes vom Schlaf . . . sie schlief ein, ohne zu fiebern . . . ganz ruhig und bei vollem Bewußtsein. Doch später, denke ich, wird die einzige Hoffnung ein Ortswechsel und die Zeit sein . . . Ich glaube nicht, mein Lieber! — aber bitte, antworten Sie mir darauf — ich glaube nicht, daß es gelingen könnte, auf gütlichem Wege einen Bruch wieder gut zu machen, der bei Gefühlen diesen Grades und dieser Art entstanden ist. Aus Ihrer Unterredung mit Herrn Oskar und aus dem, was ich Ihnen sage, sind Sie zweifach orientiert, haben Sie daher die Güte, zu antworten!“ — „Leider!“ — sagte ich, — „kann ich Ihre Vermutungen nur bestätigen, selbst unter Hinzuziehung der psychologischen Aufklärungen, die ich aus dem letzten Zusammentreffen mit Oskar gewinnen konnte.“ . . — Nach einer Weile fügte ich noch hinzu: — „Eine solche Liebe, was kann sie sein? . . Klar wissen wir es nicht. Es könnte wohl aber scheinen, daß es nur eine große Reinheit ist — vielleicht auch etwas aus der Welt der Engel! . . Von dem Augenblick nämlich, in dem wir unser Ideal aus irgendeinem Grunde beargwöhnen, ist das Verhältnis zu ihm zerrissen. — Täuschungen kann es auf diesem Gebiete nicht geben — nur Verrat! . .“ Die alte Dame drückte mir die Hand, was ich durch Gegendruck mit Rührung beantwortete, . . dann schwiegen wir . . .

— „Und wie leicht wäre es, ach, wie leicht!“ sprach die Generalin mit einem tiefen Seufzer, — „wenn man nur jeder Sache den ihr gebührenden Platz anweisen könnte, die zufällige Täuschung, den Irrtum zu veranschaulichen! Aber nur bei einem Gefühl eines anderen Grades und einer anderen Art wäre das möglich . . . Hören Sie, bitte, diese Einzelheiten aus dem Leben Rosens; sie erklären alles. Ihr Vater diente unter meinem Mann — er war ein tapferer

 Artillerieoffizier, der vom Kanonengetöse stark schwerhörig geworden war. Die Fürsorge des damals noch ganz kleinen Töchterleins war ihm die einzige Gesellschaft und die nicht besonders leichte Vermittelung bei seiner Verständigung mit der Außenwelt. Die Stimme des Mädchens hat sich also nicht der Skala ihrer eigenen Gefühle entsprechend entwickelt, gesteigert oder angepaßt . . . sondern unter dem Einfluß eines fremden Gebrechens. Sie haben gewiß bemerkt, wie oft ich mich bemühte, darüber zu wachen oder es nach Möglichkeit zu verbessern“ . . .

— „Wie leicht wäre das gewesen! ja, wie leicht!“ — rief ich mit schmerzerfülltem Herzen — „den Fehler unter psychologischen Bedingungen einer anderen Lebenssphäre zu veranschaulichen! Haben Sie die Güte, Ihrerseits noch einige Details aus dem Leben von Oskar anzuhören. — Nur wenige Jahre war er der Mann einer vergötterten Frau, an deren Bett oder Sessel er die ganzen Tage und Nächte verbrachte. Diese Frau bestand fast aus lauter Nerven — eine Art nervöser Somnambule! . . Sein ganzes Wesen nahm dadurch die einzig diesem Zustande entsprechenden Eigenschaften an. Deshalb geht er so, deshalb erscheint und verschwindet er auf diese Weise . . . deshalb errät er im voraus den Eindruck der angeknüpften Unterredungen . . . ist immerwährend bemüht, etwas zu schützen, was gar nicht vorhanden ist, sieht jedoch nicht, wenn er etwas zugrunde richtet, was besteht . . .“

— „Also das . . . Mein Gott,“ — sagte die Generalin, — „nicht sie, die sie mit uns leben, haben einander die liebevollen Herzen zerrissen . . .“ — „Also nicht sie . . .“ sprach ich, — „aber der durch die Toten ihnen aufgeprägte Stempel . . . Wenn die Zeit und vollkommene Beobachtungwerkzeuge solche Betrachtungen zuließen, würde es sich zeigen, daß

wir alle so zuweilen sein können, oder sogar vielleicht immer so sind. — Völker, Geschlechter, ja, sogar Individuen haben wohl bis jetzt in einem noch sehr geringen Maße im Drama des Lebens und in der Geschichte als das gewirkt, was sie eigentlich selbst sind! Und es ist noch eine große Frage, wer sogar auf den Schlachtfeldern einander bekämpft . . .“ 

Als ich diese Worte beendigte, schien die Generalin gerührt zu sein. Sie erhob sich, führte mich vor das Bild ihres Mannes, . . schwieg einen Augenblick — dann aber sagte sie: — „Diese Worte, die Sie vor einem Augenblick gesprochen haben, sind die Worte des Generals aus seinem letzten zwanglosen Gespräch, das wir geführt haben, sie besitzen also für mich einen ganz besonderen Klang und Zauber . . .“

Eine Weile stand ich und betrachtete das Bild des Kriegers, der einen grauen Soldatenrock umgeworfen hatte und einen Feldstecher in der Hand hielt . . . und fürwahr, ich weiß es nicht mehr, ob ich an die Generalin oder zu mir selber folgende unzusammenhängende Parabase sagte: — „Es wäre den Menschen viel zu sagen, aber würden sie es ertragen können? . . . Man wird ihnen mehr sagen dürfen — aber erst dann, wenn sie es gelernt haben werden zu wissen, wann es sich ziemt, zu lachen . . . und wann, zu weinen . . .“

Der Diener kam leise herein, und als er halblaut die Ankunft des Arztes meldete, verließ mich die Generalin. — Ich entfernte mich . . .

In der Nähe der halb angelehnten Gartenpforte, hinter der man den Wagen des Arztes sehen konnte, traf ich noch die ernste und besorgte Hofmeisterin, die mir mit folgenden Worten ein bereitwilliges Geleit gab: — „Jetzt, da wir ohne Klingel sind, muß unsere innere Wachsamkeit ununterbrochen

 sein. Wir sind ja sowieso etwas einsam, wie jene echten christlichen Seelen, denen weder der Tag noch die Stunde bekannt ist, wann der Tod kommt.“ Diese von einer tiefen Melancholie erfüllten Abschiedsworte schrieb ich in Gedanken den traurigen, mütterlichen Erinnerungen der alten Frau zu, die auf den Verlust der Tochter Bezug hatten. Wieviel Ahnung darin war, hat sich leider bald gezeigt, und zwar an der beklagenswerten Rose P.

## II

Wenn ein verhängnisvoller Sturm das, was dir persönlich nahe stand, vor deinen Augen plötzlich zerbricht und Lebendiges beschädigt oder in einer Staubwolke von Asche hinwegfegt, bleiben dir allgemeine menschliche und geschichtliche Ansichten und Gefühle . . . wie der betäubende Bodensatz in einem ausgeleerten Kelch . . . oder sie öffnen sich vor deinen Augen wie das ägyptische Buch der Toten, das einzige, das noch zu lesen ist, wenn die Augen schon vom Menschen fortgegangen sind und nur zwei Flecke eines tiefen Schattens unter den Schädelarkaden gelassen haben . . . So ist es, wie ich glaube — aber ich weiß es nicht bestimmt! . .

Als der heitere und belebte Salon der Generalin in den niedrigen und breiten Wolken unterging, die über den Hauptstädten lasten und die schwere Masse der Mauern hervorheben, die von einer Menschenmasse bewohnt werden, und als der wie ein Teppich zwischen zwei Felsen hängende

kleine Kirchhof sich um ein stilles Kreuz vergrößerte, — las 
ich zufällig in der Lokalzeitung, daß der geniale Violinist sich aus dem Kunstleben zurückgezogen und irgendwo in den Bergen, in einem Kloster der „schweigenden“ Mönche auf unbestimmte Zeit Wohnsitz genommen hatte.

Ich selbst aber kehrte zu meinen etwas bestäubten Schreibmappen zurück, vielleicht floh ich sogar zu ihnen, wenn ich mich genau ausdrücken soll. Nicht das erstemal machte mein Denken diesen Rückzug oder diese Flucht durch; ich hätte aber gut alle Abwege, Pfade und Wege kennen sollen, auf denen man der Gegenwart entflieht. Auch wie das Bild der Gegenwart im Rücken immer nebliger wird? wie man sie zuweilen ganz vergißt? — ich hätte das alles genugsam kennen sollen . . .

Eines Tages jedoch, als ich gerade nach dieser Richtung hin beschäftigt war, ergriff mich auf einmal eine nervöse Schlafsucht, wie ein Anfall, und so wie ich meine Stirn hielt, ohne sie zu stützen, schlief ich ein. — Und eine Gestalt, die sich plötzlich an meiner Seite einfand, schob mir eine Rolle dünner, beschriebener Leinwand unter eine Schläfe, — etwas Ägyptisches, so daß ich auf einen Augenblick das Aroma einer Mumie und den Duft von Sandelholz roch . . . ich schlief . . . — „Die Gegenwart hast du kaum erblickt, aber du hast sie noch nicht gesehen . . . also hast du keinen Grund, zu fliehen! . . eheu!“ — So sprach die Gestalt! — du sahst wohl eine große Kinderschar, wenn sie hinter irgend etwas herjagt oder Volant spielt, den sie sich gegenseitig abschlagen . . . aber dieses Vorbeifliegende, das hie und da zurückgeschlagen wird . . . das ist nicht Gegenwart — das ist das Stigma der Vergangenheit . . . Völker, Geschlechter, Menschen leben so, wenn das Heute, die Gegenwart für sie noch das Ersehnte ist.“

Und als die Gestalt das sagte, schüttelte sie leicht die Rolle der beschriebenen ägyptischen Leinwand, die sich langsam unter meiner Schläfe abzuwickeln begann, und mein Kopf sank gleichmäßig mit der Verringerung seiner Stütze in ihre Weichheit . . . Ich schlief . . .

Und in meiner Traumvision konnte ich in den Völkerscharen lesen — in den Wogen der Geschlechter und in Menschen von verschiedener Bedeutung . . .

Ich sah die zerzausten Wolken der berittenen Völker, von einem Wirbelsturm gejagt, voll blasser Zornesblitze und plötzlicher Anläufe, — und sie machten eigene und fremde Städte dem Erdboden gleich. Da sprach die Gestalt zu mir: „Glaubst du, daß dieser da, der die Vernichtung leitet und auf dem kleinen, schwarzen Pferdchen hockt, dessen Mähne bis zu den Knien reicht, daß dieser Lahme und Linkser, der mit seiner Linken den Befehl gibt, hunderttausend wehrlose Gefangene über die Klinge springen zu lassen . . . oder aus neunzigtausend Menschenköpfen eine gerade und genaue Pyramide aufzustellen . . . daß jener und dieser (Tschingis-Khan und Timur-lang) eine solche menschliche Bosheit in ihren Herzen hatten, und desgleichen die Scharen, die diese Bosheit ausführten? Wie kommt es, daß der eine und der andere Gesetzgeber und Gelehrte sind??“ — Hier unterbrach sich die Gestalt und sagte nach einer Weile: — „Sie übertrugen die Steppe in die Geschichte — sie waren das Stigma der Steppe. — Was die Religion der Steppe aus ihnen gemacht hatte, das haben sie die Welt gelehrt. Städte, Denkmäler, das unverrückbare Eigentum der Zivilisation waren für sie die Verneinung.“ — „Und diese,“ — sagte ich — „diese Großen und Starken, die mit Äxten gleichmäßigen Schrittes kommen, während ihre Frauen auf den Kerben der Schilde pfeifen?“ — „Das sind die Teutonen! . . sie über-

tragen den Wald in die Geschichte — das sind die Tiefen des lucus, die gegen Rom gehen . . . Der Wald hat sie zu solchen gemacht, er hat ihnen sein Stigma aufgeprägt — sie werden sogar, wenn sie Denkmäler stürzen und neue schaffen, einen Wald aus Steinen (die Gothik) errichten und ihr Sinn wird tief, dunkel und üppig verästet sein, wie der jungfräuliche Wald.“ — Und als die Gestalt also ihre Rede schloß, sagte ich: — „Diese aber, die so leichtfüßig aus ihren langen Booten sprangen? Man würde denken, daß sie, wo immer sie auch landen, wie zu ihrem Besitz zurückkehren, regieren, herrschen, öffentliche Angelegenheiten bestimmen und die Königswürde tragen. Fast die ganze bekannte Welt haben sie in Besitz genommen? . .“ — „Das sind die Normanen,“ — sprach die Gestalt — „sie tragen die Frucht des Meeresstigmas, sie übertragen die in Stürmen und Gewittern geformte Schiffsorganisation auf das Festland der Geschichte, deshalb sind sie Organisatoren von diktatorischer Bedeutung und der harten Zucht eines Schiffskapitäns. Das Meer hat da sein Evangelium der Geschichte gegeben! . . sonst nichts . . .“ —

Da empfand ich im Traume, wie das Aufschluchzen eines Weinens, daß es noch keine eigentlichen Völker gab, nur Stigmata, und diese Blutstürme auf Blutstürme, und so viele schreierische Truggebilde! . . Ich glaube, daß ich im Schlafe geweint habe, aber ich fragte: — „und die Geschlechter!? . . o, Menschen!“

Und als ich „Geschlechter“ sagte und das Wort „Menschen“ ausgesprochen hatte, — zeigte mir die Gestalt etwas mit einer in die Nähe weisenden Geste, so daß ich mir gegenüber wie einen Körper erblickte, der auf einem bequemen, purpurbedeckten Thron nachlässig lehnte. Es schien ein gewöhnlicher Soldat und eine wahnsinnige Frau zu sein — er

 hatte Schaum auf den bläulichen und verächtlichen Lippen, und auf seinem Bein, das vom Sessel abstand, war eine nicht ganz zugeknöpfte, vernachlässigte Soldatengamasche. — „Das ist das Geschlecht der ehrwürdigsten Eltern," — sprach die Gestalt — „das ist Caligula! der Sohn eines Menschen, der heldenhaft war wie Alexander, groß wie Caesar, vortrefflich und unbeugsam wie Cato und geduldig wie ein christlicher Märtyrer — das ist der Sohn des Weibes, vor deren Tugend und Ruhme im Reiche Caesar erzitterte und sie deshalb verbannte. Aber von Kind auf hatte man ihrem Sohn das Stigma des Feldlagers eingeprägt — und er errang sich erst durch Roheiten die Gunst der Soldateska und wuchs auf in der Stählung des Körpers, in der Lästerung des Mundes und der freiwilligen Dummheit. Deshalb ließ er später aus dem römischen Senat einen Pferdestall machen, ernannte sein Pferd zum Konsul und gab Homer und Virgil den Namen nichtsnütziger Schwätzer. Deshalb beabsichtigte er, das Volk des Romulus zu einem Soldatenkarree zu ordnen, wenn es auch dazu nötig gewesen wäre, um der Gleichheit der Reihen wegen Köpfe zu kürzen!"

„Und jener schließlich?" . . — sagte ich, von einem unüberwindbaren Fieber des Abscheus geschüttelt, — „jener, der, wie es scheint, auf Garben modernder Rosen und Lorbeerzweige hingetaumelt war und schlief, einen umgestoßenen Krater unter dem Finger seiner weißen, choreographisch posierten Rechten?" — „Das ist Nero Claudius," — sprach die Gestalt; — „von Kind auf war jede seiner Bewegungen eine Hinterlist Britannicus gegenüber, eine Kunst des Gefallens der Adoption zuliebe. Er war nie natürlich. Er hat das Stigma des Kunstgriffs in der Kunst auf sich genommen, und niemand verstand es geschickter, den Beifall des Pöbels und der Menge zu erhaschen, wie er, als er in

Griechenland zum Beispiel eintausend achthundert Kränze 
einheimste! Niemand verstand es kunstvoller als er, die Ereignisse zu dramatisieren und aus Begierden und Temperamenten einzelner verhängnisvolle Ergebnisse aufzubauen, niemand schuf und zerlegte eigenmächtiger öffentliche Meinungen durch Bewunderung, Pallinodien und Betrug. — Der Tod seiner Mutter, das brennende Rom, der Meuchelmord an rechtschaffenen Menschen verblassen etwas beim Anblick des Inneren dieser Figur, die nie sie selbst war. Er fand sich nicht einmal da, als es schließlich nötig war, sich selbst zu suchen, und verfehlte sich mit dem Dolch, als er sich treffen wollte. Er war so gut wie nichts — eine Einbildung war er und eine Vorsorge! Von ihm stammt die Befleckung der Kunst."

Und als die Gestalt diese Worte sprach, entglitt die ganze ägyptische Leinwandrolle meiner sich über die Lehne neigenden Schläfe. Ich fühlte plötzlich das bloße Holz mit der Ecke meiner Stirn, aber ich schlief noch einen Augenblick tief und fest. Den Wirbel entschwundener Gestalten glaubte ich noch zu sehen, der immer weiter von einem sich im Kreise drehenden Winde gerissen wurde, wie bunte Blätter im Herbst . . . Plötzlich glaubte ich im Halbschlaf zu hören, daß Oskar still eingetreten war und mir den „Tanz der Winde" von Heinrich Purcell spielte . . . Ich wachte auf.

Nicht umsonst haben die Alten den Traum ein Geschenk der Götter genannt! Und obgleich er keine eigene Geschichte hat, wäre es doch nicht leicht, ihn vom Gesamtbilde der Weltbegebenheiten zu trennen. Es gibt doch sogar Städte, die nur um eines Traumes willen gegründet wurden — Schlachten wurden gewonnen und verloren durch Träume — Schicksale einzelner und sogar der größten geschichtlichen Gestalten hängen vielfach vom Traume

 ab. Fürwahr, der Mensch hat nicht die gebührende und dankbare Aufmerksamkeit für Ruhe und denkt nicht daran, was sie alles in seinen Gedanken durch Erneuerung der Kräfte zum Keimen gebracht hat. Deshalb eben beschloß ich, trotz meiner großen Müdigkeit, das niederzuschreiben, was in meinem Traum Gestalt angenommen hatte und sich mir offenbarte. Und wie Menschen tun, die eine als Pflicht gefühlte Arbeit beginnen, legte ich nicht ohne ein gewisses Gefühl der Trägheit Papier und Federn zurecht und stützte meinen Kopf, um mich etwas zu erholen . . .

Da öffnete sich die Tür, und ich bemerkte mit dem Winkel eines Auges, ohne meinen Kopf zu bewegen, daß sich ein Schirm, ein Fuß, eine Brille darüber und schließlich die ganze Gestalt des Redakteurs der Lokalzeitung hereinschob. Um diesen unerwünschten Besuch von vornherein abzukürzen, gab ich ihm zu erkennen, daß ich leidend war, und bot ihm einen Platz an einem Nebentisch an. — — „Man muß sich schonen . . .“ — sagte er, indem er den Kugelgriff seines Schirmes an den Mund führte und die Augen hinter den Gläsern durchs Zimmer schweifen ließ. — Auf dem Tische lag ein geöffneter Briefumschlag mit dem spanischen Poststempel . . . Der Redakteur fuhr fort: — „Etwas Neues wissen wir nicht, aber dieser Schuß auf den spanischen König scheint eine eitle Komödie zu sein . . .“ — Ich bestätigte durch einen Wink, daß es möglich sei, während der Redakteur seinen Fuß ausstreckte und sich bequemer zurechtsetzte. Auf dem Teppich aber neben seinem Stiefel lag ein Theaterbillet. Und er sprach: — „Was das Schauspielhaus anbelangt, so wissen wir noch nicht klar, wie das letzte neue Stück verstanden und aufgenommen worden ist. Es haben vermutlich sehr viele das Theater verlassen, ohne das Ende abzuwarten? . .“ — „Ich

glaube nicht“ — entgegnete ich. Der Redakteur, seine bieg- 
same Brille zurechtsetzend, fügte noch hinzu: — „Es ist nicht leicht, in der Epoche des Unsterblichen Victor Hugo und anderer Unsterblicher etwas Auffallendes zu schaffen. Trotzdem wollte ich selbst ins Theater . . . aber — (er warf einen Blick auf den Wandkalender und las „Heilige Rosalie“) — aber es war der Jahrestag der großen Gesellschaften bei der Generalin, und die Trauer — das Angedenken dieser ehrwürdigen Matrone muß man ehren.“ Hier seufzte er auf. — „Wir hatten sogar in unserer Redaktion den Gedanken gefaßt, einen besonderen Artikel dieser Angelegenheit zu widmen, und man hätte wohl voraussichtlich einen Platz finden können, aber erst nach Beseitigung einer Anzahl bezahlter Anzeigen.“ — Als er diese und ähnliche Redensarten beendigte, und als dadurch der Inhalt der Visite in sich erschöpft war, erhob ich mich mit dem Gefühl schwerer Langerweile und begleitete den Herrn Redakteur zur Türe. Er wiederholte nochmals: „Man muß sich schonen“; dann schloß ich die Tür und sah mich im Zimmer um. Und als ich den Briefumschlag auf dem Tisch erblickte, das Theaterbillet auf dem Fußboden und den Kalender an der Wand — spuckte ich kräftig aus . . . Dieser Mensch hatte mir nichts gesagt! — nichts! — es schien mir, als ob Brandgeruch die Luft erfüllte, als ob es, wenn man so sagen darf, nach der chemischen Verwesung eines Gelegenheitswortes stänke, — nicht eines lebendigen Wortes, sondern eines, das nur durch all das Sichereignende bedingt wird. Jegliche literarische Tätigkeit wurde mir dadurch auf einige Tage verleidet, so daß ich mein Schreibzeug und meine Schreibmappen in eine sehr entfernte Tischecke zurückschob, und außerstande, etwas zu tun, durchstreifte ich die umliegenden Felder . . . Es war ein Glück, daß ich niemandem

begegnete! — Einmal nur hielt mich ein trefflicher Landsmann auf einen Augenblick fast mit Gewalt an und sagte mir mit einem Ausdruck des Bedauerns: — „Welch trauriges Ereignis! dieses Fräulein Rose seligen Angedenkens: — und wenn das nicht noch dazu in einem Badeort passiert wäre, wo man doch der Gesundheit wegen hinreist! . . aber auch da, Verehrtester, kann man sich ebenso erkälten, wie anderswo . . . Man muß aber auch sagen, war das ein Mädchen! Da ist nichts 'bei zu sagen." — Vielleicht hätte der Betreffende dennoch etwas mehr gesagt, ich weiß es aber nicht, denn ich flüchtete mit dem Gefühl eines tiefen Mißbehagens und merkte es gar nicht, daß mich plötzlich eine außerhalb der Stadt liegende Landschaft umfing. — „Was haben diese Menschen aus der Redlichkeit des Wortes gemacht!?" — so viel nur vor mich hinredend, ging ich immer weiter . . .

Da stand vor mir plötzlich, an einem Mittag, wie ein Bild, eine kleine, glatte, duftende Wiese und neigte sich sanft mit einer Welle ihres Hügels über das enge Bett eines Baches, dessen Flut hie und da wie Glas blinkte. Der Lauf des Stromes durch die nur leicht ausgehöhlte Wiesenschlucht war durch schwankendes Schilfrohr, durch ein stärkeres Grün der Pflanzen und eine große Fülle von Blumen an beiden Uferseiten sichtbar. Schwarze Büschel wohlriechender Krauseminze, eine Menge azurblauer Vergißmeinnichtblüten und hohe Schwertlilien zeigten die Richtung des Baches an; ein Wassersteg führte hinüber, rein und geradlinig, vom Tau gewaschen und von den Winden getrocknet — hie und da watschelten Gänse, sich im Gräsergewoge fast verlierend, und ließen weiße Federn fallen, hinter denen der Wind jagte.

Ein kleines Mädchen hütete voraussichtlich diese Gänse,

oder sie hüteten das Mädchen? . . denn sie ging, wohin diese gingen. Man nannte sie im Dorf „die Dumme“, weil ihre großen, grauen Augen Gott weiß wohin starrten und die durch Sonne und Nachlässigkeit gebräunten Händchen und Füße sich blindlings, ohne diese stets anderswohin blickenden Augen, behelfen mußten. 

Ich näherte mich dem Wassersteg, ohne die klare Absicht, auf die Seite des Mädchens und ihrer Gänse hinüberzugehen. — — Eine Schwertlilie, wie ein Kelch aus Amethysten, lockte meine Augen, und zwar um so stärker, da darauf eine hängengebliebene, große, weiße, wie ein Segel gebogene Gänsefeder schaukelte. — Zweimal versuchte ich mit meinem, wie ein römisches Pedum gekrümmten Spazierstock vom Steg aus die Uferblume heranzuziehen . . . als plötzlich „die Dumme“, die das bemerkt hatte, hinzusprang und mir die gepflückte Blume mit der Feder zusammen mit ihrem bronzenen Händchen überreichte.

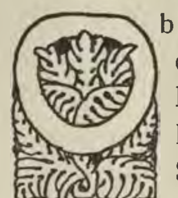
Das Ganze dieser kleinen Gestalt, die sich von dem grünen Hintergrunde abhob, nahm meinen Blick auf eine Weile gefangen. Belästigt dadurch, warf mir das Mägdlein die Blume und die Feder in die Hand mit dem Ausruf: — „Willst du? da hast du's! . . Ich muß zu den Gänsen . . .“ Und sie lief hin, offenherzig und frohgemut . . .

* * *

Erst dieser Dummen also habe ich zu verdanken, daß ich wieder eine Feder in die Hand nehme, deren Gebrauch und Vorzüge mir die Literaten verleidet hatten.

# Das Geheimnis von Lord Singelworth.

## I



Ob es wirklich eine Herrschaft Singelworth gab, die als Baronie einem unmittelbaren Ahnen des Mannes verliehen ward, über den ich diese Erinnerung niederschreibe? Und ob dadurch die Singelworth auf den erblichen Titel Exzellenz oder Lordschaft Anspruch erheben durften? Ob also, wenn einer von ihnen seinen Einzug in die Universität zu Oxford oder Edinburgh hielt, der Rektor und die Professoren ihm mit der Anrede „Domine Singelworth“ entgegentraten? Ob seiner dann die Würde eines Parlamentsmitgliedes harrte? Ob er sich Verdienste erwarb — eine Frau nahm, deren Herkunft so glänzend war wie das Goldblond ihrer Haare, Kinder mit ihr zeugte und starb? . . Oder ob die Singelworth vielleicht redliche Fabrikanten waren, die billige Baumwollstoffe, Stahlwaren oder Zinngeräte verfertigten? . . Um all diese und noch viele andere daraus entspringende Fragen zu befriedigen, müßte man nicht nur eine flüchtige Novelle schreiben, die es sich zur Aufgabe macht, irgendeine außergewöhnliche psychologische Beobachtung in einem Bilde getreu zu fixieren, sondern allen Ernstes ein Romanschreiber sein, geschickt in seiner Kunst und beschlagen in seinem Handwerk. Für jenen erstgenannten Zweck genügt es aber, zu versichern, daß in allen größeren Hotels Europas und des Orients die Ansprache: „Lord Singelworth“ üblich war, und daß auch der gleiche Name und Titel in den Stadtgesprächen allgemein gebraucht wurde, die kurz vor dem jeweiligen leibhaftigen Auftauchen des Reisenden stattfanden, der stets von einem Majordomo, einem Luftschiffer nebst Gehilfen und Luftschiffapparat, angekündigt wurde.

Desgleichen geschah in Venedig im Hotel zum Weißen

 Löwen, wo bereits seit mehreren Tagen der Luftschiffer mit den seiner Tätigkeit entsprechenden Geräten und der Majordomo des Lords gelandet waren. Und als der eine nach der Insel Lido verwiesen wurde, dem bequemsten Platz für einen Luftballonaufstieg, und der andere die in Bereitschaft gehaltenen Gemächer in Empfang nahm, kam schließlich in einer besonderen Gondel Lord Singelworth an, erhob sich von seinem Sitz, entstieg dem schwarzen, schlanken Kahn und schritt über die vom Salzwasser umspülten Steinstufen in sein „zu Hause“ mit der Gleichgültigkeit, die nicht einem Ankömmling, sondern eher einem Heimkehrenden zukommt.

Vor mehreren Jahrzehnten war die Aeronautik keine so allgemein verbreitete Sache, wie man vielleicht heute annehmen könnte; aber sogar jetzt würde der Fall, daß jemand ein Luftschiff zum eigenen Vergnügen stets mit sich führte und davon alltäglich zur selbigen Stunde, ja, fast zur selbigen Minute Gebrauch machte, gewiß Anlaß zu mancherlei Mutmaßungen über eine solch eigentümliche Standhaftigkeit gegeben haben. So geschah es denn auch, daß überall, wo Lord Singelworth weilte und seine alltäglichen vertikalen Ausflüge unternahm, allerorts und allerseits, gemäß der örtlichen Auffassungsgabe und den Eingebungen des Witzes, erzählt, verbreitet, bestritten und versichert wurde, die jeweilig angegebenen Gründe gäben einzig und allein Anlaß zu den allgemein bekannten Bemühungen oder Übungen Seiner Lordschaft. Und gleichviel, ob sein Luftschiff über den zierlichen Minaretten von Kairo und Konstantinopel oder über den schweren, goldenen Kuppeln von Moskau und dem Menschengewimmel von Wien und Paris schwebte, überall und stets, mit Ausnahme der Tage der Volksfeste, begleiteten den Flug dieses Reisenden durch die Lüfte tiefsinnige Mutmaßungen, scharfe Witze und sogar triviale Anekdoten. Diese Wurf-

geschosse prallten jedoch ab von den undurchdringlichen Toren des Geheimnisvollen. Für Klatsch in der gemeinen Bedeutung dieses Wortes war Venedig mehr geeignet, als irgendeine andere Stadt. Der damalige Despotismus der österreichischen Regierung zeichnete sich naturgemäß durch die von seinem Wesen unzertrennliche Vorsicht aus, die keine natürlichen Grenzen kennt und dazu beiträgt, daß das harmloseste Gerede in seinem raschen Anwachsen auch keine natürlichen Grenzen findet und daß, je mehr die Freiheit der offenen Meinung eingeschränkt wird, die Kraft des Verschweigens, Nicht-zu-Ende-Redens, des Blinzelns mit den Augen, des Sichräusperns und Niesens desto tiefer, mächtiger und blitzartiger wirkt. Irgendein Pariser Feuilletonist hatte behauptet, daß die aeronautischen Ausflüge von Lord Singelworth lediglich durch seine persönliche Gesundheitpflege bedingt wurden, und daß diese Mutmaßung die „Necessaires" bestätigten, mit denen, wie man beobachtet hatte, das Schifflein des Luftballons befrachtet wurde. Außerdem hatte der Statthalter von Ostpreußen, Hofrat Schwantzmeyer, einen gleichzeitig und gleichmäßig den Aufstieg des Lords begleitenden, an Tauen befestigten Regierungballon beordert, in dem sich, bewaffnet mit scharfen Fernrohren, der schneidige Polizeichef und der vereidigte Observatoriumsgehilfe befanden, und auf Grund dessen in seinem Bericht an die Berliner Regierung mutmaßlich bestätigt, daß in den bewußten Ausflügen keine Gefahr für die bisherige Ordnung läge. Daß eine — wenn auch mit sorgfältiger Behutsamkeit — in den Luftballonkorb gehobene Schachtel dennoch kein Schießpulver, keinen Explosivstoff enthalte, sondern scheinbar einen wertvollen, aber zerbrechlichen Gegenstand, wie zum Beispiel eine runde etruskische Vase oder ein Porzellangefäß. Und daß alles, was der Observatoriumsgehilfe durch seine Fernrohre aufs

 peinlichste erforscht hatte, dem Anscheine nach Bezug auf die allerpersönlichsten, wenngleich seltsamen Gewohnheiten des Lords habe. Und obgleich ein deutscher Professor in Heidelberg zu der Überzeugung kam, daß Lord Singelworth meteorologische Beobachtungen mache, um festzustellen, welche Wechselwirkung auf einander die durch das Leben und Treiben der Großstädte erzeugte Atmosphäre und der natürliche Luftdruck ausübten, und daß er dafür eher als Forscher ermuntert anstatt verspottet werden müßte, so war doch jene erste durch den Bericht des Statthalters bekräftigte Mitteilung des französischen Feuilletonisten zu einer so allgemeinen und dauernden Verbreitung gelangt, daß alle anderen Vermutungen dabei verblaßten. Eigentümlich! wie doch die Anerkennung der Menge sich mit Leichtigkeit allem anhaftet, das dem Anschein nach am wenigsten Glauben verdient . . . Diese Behauptungen und Erläuterungen fanden eine solch allgemeine Beachtung in Venedig, daß sie bald die äußerste Grenze der lokalen Popularität erlangten — daß also der öffentliche Stegreifdichter Sior Toni di Bona Grazia, — eine Persönlichkeit von geschichtlicher Bedeutung, die ich öfters das Vergnügen hatte zu hören, — die Geschichte der aeronautischen Ausflüge von Lord Singelworth zum Gegenstande seiner genialen Vorträge machte, die gegen Abend auf dem dichtgedrängten Sankt-Markus-Platze gehalten wurden. Und was Toni di Bona Grazia mit seinem Auge erfaßt hatte, das im Schatten eines betreßten, dreieckigen Hutes funkelte, was er mit seinen Harlekinslippen hervorlispelte (fürwahr eines klassischen Harlekins aus etrurischen Zeiten), was er lancierte, indem er die großen Dekorationen seiner Brust in Bewegung setzte, Dekorationen aus Wildschweinhauern, Muscheln und leuchtendem Flitter, davon soll man nicht glauben, daß es als vergängliches Gelächter so

schnell verginge, wie das Aufklatschen und der Schaum einer vom Ruder getroffenen Lagune. Es geschah selbst, daß auch die österreichischen Würdenträger den vulgären Erzählungen fleißig zu lauschen geruhten, deren Salz, wenngleich mit gewöhnlichen Lizenzen reich durchmengt, sogar zuweilen an der eleganten Tafel der Gouverneursgattin von Venedig, Gräfin P., zu finden war.

Die Aufgabe eines öffentlichen Stegreifdichters war fürwahr in einem unterjochten Lande und in einer Hauptsadt, die fast unter Marsrecht stand, nicht die leichteste Sache. Die diesbezüglichen Schwierigkeiten wurden einzig durch sein weitschweifiges Buffo überbrückt, in das man alles, was man will, hineinlegen kann und das gerade um seiner großen „Verbreitung" willen flach sein muß. Inmitten eines so belanglosen politischen und literarischen Lebens wurde jede bunte Neuigkeit zum bemerkenswerten Inhalt. Der Stegreifdichter nahm zur Ankunft des Lords Singelworth die Stellung eines Verteidigers des persönlichen Ruhmes unseres Reisenden.

„Wie lange noch," rief Toni di Bona Grazia, „wird man unbedachtsam einen durch die Luft Fliegenden berühren wollen, den man doch nicht fassen kann? Und darüber grübeln: daß er über den berühmtesten Plätzen der Welt nur deshalb schwebe, um dort die niedrigsten Erfordernisse der Gesundheitpflege zu erfüllen . . . um (sozusagen) von oben herab zu spucken! . . . und dann zum gleichen Zweck sich in andere Hauptstädte und historisch bekannte Orte zu begeben?! — Wäre es denn möglich, daß der alleinige Anblick der Denkmäler einer Hauptstadt nicht Geist und Herz rührte? Haben denn nicht die hohen Türme der Gotteshäuser, die Ehrenpforten, Siegessäulen die feierliche Macht zu entzücken? . . . Zwar" . . . . hier veränderte plötzlich der geübte Vortragskünstler seine Stimme,

 als ob jemand hinter der Szene sich in die Unterredung hineinmischte, „zwar müßte man, um sich über die uralte Pracht vergangener Zeiten ungestört entzücken zu können, ganz vergessen, daß von diesen gotischen Türmen, Triumphbogen und Siegessäulen sich heute noch, gestern und an verschiedenen vorgestern unglückliche, verzweifelte Sterbliche hinabstürzten, und wahrscheinlich heute noch sich hinabzustürzen gedenken, oder es morgen tun werden. Aber wenn man sogar durch einen solchen Regen von Blut und Tränen die schöne Architektur betrachtet, kann man da ästhetisch unempfindlich sein! . .“ An dieser Stelle des Vortrages pflegte Toni di Bona Grazia kräftig zu niesen, langsam aus der Tasche des weiten Frackanzugs ein Taschentuch von greller Farbe herauszuholen und nach dessen Gebrauche so fortzufahren:

„Altertümliche Gebäude, zum Beispiel unsere Gefängnisse, Piombi und die Brücke der Seufzer, sollen, von oben gesehen, sich dem Auge wie kriechendes, fades Gewürm darstellen, aber ich glaube nicht, daß die vier Pferde des Sankt-Markus-Domes, wenn sie aus ihren goldenen Lungen wiehern und die Mähnen aus korinthischer Bronze im Sonnenglanz schütteln, einen gleichgültigen Anblick gewährten! So etwas bemerkt man aber nicht aus so großer Höhe, weil es eine in dunklen Massen verschwindende Ausnahme ist! . . . Sollte man jedoch nicht die Meinung teilen und befestigen, daß ein Flieger durch die Lüfte eins jener tiefen historischen Geheimnisse in sich birgt, die erst nach Jahrhunderten erklärt werden? Ich kenne wohl den Grund, warum man daran nicht denkt . . . Manche, die sich durch eine vornehme Nase auszeichnen, behaupten, daß aus dem Luftballonschifflein ein Papier auf die Insel Murano fiel . . ., das für alle, die nicht umsonst eine Nase haben, alles erklären sollte! . . . Ist es aber möglich, daß ein unbeschriebenes Blatt Papier so viel aus-

drücken könnte? — — Es ist möglich! O, hochverehrtes Publikum . . . und obgleich du deine Blicke, vielleicht mit Recht, von den Kehrichthaufen abwendest, ist es mir öfters passiert, daß ich, in tiefe Gedanken versunken, vor ihnen stehen blieb, um aus den staubbedeckten Palimpsesten die Geheimnisse vergangener Stunden abzulesen! — Hier ein krampfhaft verrenkter, gewesener Atlasschuh, der sich auf eine zerschlagene Flasche stützt — da ein aus den Überresten eines Besens hervorleuchtender Knopf eines Soldatenrockes — dort eine Coeur-Sieben, ein Treff-Aß, eine Visitenkarte, verbogen und eingeknickt . . . ein Veilchenstrauß, den eine umherstreichende Katze ungläubig beschnuppert . . . daneben ein leeres Tintenfaß und eine verbrauchte Feder, die sich hilflos müht, mit dem Windstoß aufzufliegen! . . . Diese Kehrichthaufenreste erzählten mir oft lange und verwickelte Geschichten — wer weiß, ob meine Muse nicht einst Lumpensammlerin war!? . . . Und warum sollte nicht dieses kleine Stückchen Papier, das vom Luftballon aus auf Murano fiel, das Geheimnis des Lords verraten haben?? . . — Man wird der Polizei des Apostolischen Reiches gewiß nicht zu nahe treten mit der Behauptung, daß sie über so wohlgeratene Nasen verfügt, wie man dergleichen selbst bei den Neapolitanern nicht leicht finden könnte!“ 

Indem der Stegreifdichter so seine Rhapsodien schloß, fielen allerhand Münzen auf sein über das Pflaster ihm zu Füßen ausgebreitetes Tuch. Die Zuhörer verliefen sich nach und nach — vornehme Damen schickten im Vorbeigehen ihre Diener mit dem Auftrag, eine Handvoll Kleingeld der Kasse des seine Zelte abbrechenden Theaters einzuverleiben — österreichische Offiziere traten mit ausgesuchter Höflichkeit an die Damen heran, um ihnen die Stunde mitzuteilen, wann die Musikkapelle auf dem Marktplatz spielt — die Tauben

 flogen über all diesem Treiben hinweg, wohl zum letzten Male an diesem Tage, und Venedig, zu eigenartig, um unterjocht zu werden, blieb dieselbe seltsame Stadt, die es war: eine Stadt, die in ihren Fundamenten eine uralte, lakustrische Pfahlkonstruktion besaß, die später ein Fischermarktflecken, ein Zufluchtsort für Ausreißer wurde; und später noch ein Handelsplatz auf phönizische Art feilschender Kaufleute, die sich schließlich zu einer Republik sehr wenig spartanischer Art zusammentaten; einer Republik, die ein breites Brokatkleid trug, dessen Schleppe etwas träge hinter ihrem goldenen, auf asiatische oder orientalische Weise zugespitzten, nach oben gekrümmten Schnabelschuh schleifte; einer Stadt, die wahrlich ihr Idyll und Drama längst hinter sich hatte, mit Tragödie und Komödie genug Mißbrauch getrieben, und, wie eine durch alles gelangweilte vornehme Dame, dennoch schön und bestrickend blieb: wenn sie sich allnächtlich zu den Lagunen hinüberbog, wo in goldenen Reifen die zitternden Sterne untertauchen, wie Hochzeitringe der Dogen. — — — — Schließlich hat man dafür mehr Bewunderung, als wahrhaft menschliches Mitgefühl! . . .

O, Geschichte! . . .

Man konnte aber dort eine Anzahl Patrizierabkömmlinge kennen lernen, die schweigsam, taktvoll und mit stolzem Gleichmut das fremde Regiment in ihrer Vaterstadt ertrugen. — Sie lebten in Venedig wie im Exil, und da manch einer von ihnen nur einen Teil seines Schlosses im wohnlichen Zustande erhalten konnte, blieb der übrige Teil solcher Gebäude wie ein Trümmerhaufen. — Sie lebten mit dem Verfall ihrer eigenen Geschichte in guter Nachbarschaft.

Wollte man sie aufsuchen, umfaßten die Augen die sich lüftenden und modernden Chronikblätter der Republik, und Bilder ehemaligen Lebens schienen hindurch. Jeden dieser

Paläste konnte man ebensogut durch ein Durcheinander von engen Gassen von der Hinterseite, wie vom Kanal aus von der Vorderseite, mit einer Gondel erreichen. — Wollte man also auf jenem erstgenannten, intimeren Wege kommen, mußte zuerst der schmale, in der Mauer fast ganz verschwindende Eingang entziffert werden. Man berührte einen bronzenen Knopf, die Tür öffnete sich, und man trat in einen leeren, mittelalterlichen Hof, der ganz mit Steinen „gepolstert“ war. Konnte man nicht empfangen werden, dann schwebte, auf ganz unpersönliche Weise, ein an einer Leine befestigter Korb herab — man legte seine Visitenkarte hinein und verließ den Ort, ohne irgend jemanden gesehen zu haben. Und alles das geschah in einer Stille, die etwas Inquisitorisches, Alt-venezianisches an sich hatte. Wurde man aber angenommen, flog einem zuerst der Schrei eines Papageien entgegen; dann bestieg man Mosaiktreppen, die Abbildungen von Familienwappen trugen, um die sich oft unter der übergestülpten Dogenmütze der goldene Dogenmantel schmiegte. Freilich suchte man in dieser wunderbaren Stadt mit mehr Eifer nach zwei Gondolieris, die Tassos Lieder (in venezianischem Dialekt) zu singen verstanden, als daß man sich dort nach der Welt sehnte, zu der man, wenn ich mich genau ausdrücken soll, nur abends zurückkehrte. Und das noch so, wie man eben zurückkehrt, wenn man an einer Piazetta landet, wo von weitem aus der Menge eine bekannte Mantilla aufblitzt, oder Bänder, vermengt mit einem Fächer, einer widerspenstigen Stirnlocke und den Silberfasern der Mondstrahlen.

Nichtsdestoweniger hatten die Besuche bei einem venezianischen Patrizier meistens ihren mit Freundlichkeit und Freigebigkeit erteilten Gegenwert. — Ein paarmal in der Woche ruderten vor meine Fenster schwarze Ruderer aus den Palästen

 heran, und nach der Begrüßung des in der Gondel ruhenden Gastes, dem man ein mit entsprechender Gebärde begleitetes altvenezianisches „s-ciao“ (schiavo) — „dein Sklave“ oder „ergebener Diener meines Herrn“ hinwarf, worauf ein ebensolches „ciao“ mit dem salzigen Atem der Lagunen durchs Fenster empfangen wurde, — eilte man hinab, warf sich in die Gondel und beim Aufklatschen der Ruder und in ihrem Taktschlag ging es hinaus, wie beim Dichter, der, wenn er auch nicht genau den Rahmen und alle Effekte seines Werkes im voraus überdacht hat, dennoch weiß, daß ihm der Stoff aus dem Bereich seiner schöpferischen Kraft nicht entgleiten kann. Während der Tage solcher nur flüchtig entworfenen Ausflüge konnte man gar nicht vorher wissen, wo man sein Frühstück oder Mittagessen einnehmen würde. Es konnte nämlich ebensogut irgendwo an der äußersten Vorstadtgrenze in einer Gesellschaft von Fischern und beim Klirren einfacher Weingläser geschehen, wie nach einer frühen Rückkehr an den Busen der Stadt an der Table d’hôte irgendeines der großen Hotels, in Gesellschaft eleganter Damen und Ausländer.

## II

„Das ist so trivial,“ sagte gerade heute an der soeben von den Gästen verlassenen langen Tafel des Hotels zum weißen Löwen Graf Antonio della Brenta, „so trivial, daß es sich kaum in den Straßenimprovisationen unseres guten di Bona Grazia schicken würde“ . . .

„Verzeihen Sie, daß ich mir erlaube zu widersprechen!“ antwortete darauf Ritter di San Luca, ein beliebter venezianischer Arzt. — „Der Lord, wenn er sogar tatsächlich einzig und allein das Ziel verfolgte, seinen Magen durch einen heroischen und periodischen Atmosphärenwechsel zu regulieren, brauchte durchaus nicht für lächerlich in den Augen solcher zu gelten, die mit Demut und etwas tiefer über den Menschen nachdenken!“ . . . 

„— Aber jenes Papier — jenes Papier! ohne Aufschrift und leserlich allein für die Nasen der Kaiserlich-Österreichischen Polizei!“ . . . rief D . . . mit etwas zu lauter Stimme . . . (wir wollen seinen großen venezianischen Namen verschweigen, um ihn nicht in eine triviale Sache zu mischen).

„Papier! wirkliches Schreibpapier?“ begann man zu flüstern . . .

Eine Dame am entgegengesetzten Ende des Tisches, die noch des Nachtisches und ihres Töchterleins wegen zurückgeblieben war, erhob sich, nahm das Kind bei der Hand und entfernte sich langsam, indem sie mit der andern Hand nach dem Taschentuch suchte. Das Kind sah sich nach der Apfelsine um. — — Oft wollen die Eltern nicht ihre Kinder durch eine leere Unterhaltung verderben lassen — gerade dann, wenn diese vor allem an Apfelsinen denken. Und indem sie die duftigen und süßen Kinderträume stören, um die Kleinen gegen etwas zu schützen, wofür diese ganz gleichgültig sind, tragen sie Selbstachtung und Selbstbewunderung davon. Ein so unfruchtbares Beispiel wollen wir in dieser Erzählung nicht befolgen, desto mehr, da es uns als eine unumstößliche kritische Wahrheit dünkt, daß ein solcher Künstler oder Schriftsteller, der einen derben Inhalt verwerfen muß, einen Inhalt, welcher die Weiße des Papiers beschmutzen,

 seine Ladenfrische und Duftigkeit vernichten könnte, Gott weiß wozu, ein Künstler oder Schriftsteller sein soll. Erst, wenn man alles ausdrücken kann, ist man frei, und ohne diese Freiheit kann die Kunst kein wahres Leben, keine Bewegung haben, da sie dann nur ein Wiederholen und Anwenden schon früher erworbener Redensarten ist. Daß der Einfluß des Weins, des schwarzen Kaffees und des Zigarrenrauches teil daran hatte, die nervöse Seite des Streites über den eigentlichen Zweck der Luftballonausflüge von Lord Singelworth zu erregen, ist eine zu nebensächliche Folge, als daß sie Beachtung verdiente. —

„— Man muß jedoch zugeben“ . . . sagte D. . . ., „es gibt auf unserer Erdkugel so viele aus manchen Gründen ungesunde Orte, daß es gar nicht so sonderbar wäre, alltäglich die Kraft der Verdauung unter freieren Bedingungen zu regeln. Man würde von dort mit neuer Kraft und Geistesfrische zurückkehren.“

Diese Anschauung fand eine Bestätigung beim Ritter di San Luca, die zuerst durch ein Emporziehen der Augenbrauen und dann durch ein Bewegen der ganzen Stirn ausgedrückt wurde. Die anderen aber fingen an zu mutmaßen, daß D . . . . sich denen anschließe, die den Zweck der Ausflüge des Lords in den Angelegenheiten seiner persönlichen Gesundheitspflege und nicht in meteorologischen Beobachtungen sahen. Und als man, infolge der so scharfen und entgegengesetzten Meinungen, immer hartnäckigere Gegenreden wechselte, kam es zu einer Wette, die sogar ungewöhnlich hoch angeschlagen ward. Den Preis sollte das vergoldete Karnevalschiff ausmachen, das zum nahen Sankt-Markustage fertiggestellt wurde und dessen Besitzer eine führende Rolle in der Regatta zu spielen gedachte. Es handelte sich also nicht allein um die Entwirrung eines Knotens von

Zweifeln, die nichts als Gewohnheiten eines englischen Sonderlings betrafen, sondern um eine venezianische Angelegenheit, und zwar eine nicht alltägliche, nämlich: unter wessen Namen am Sankt-Markustage der volkstümlichen Regattafeste das herrliche, goldene Fahrzeug auf dem Canale Grande prangen würde? . . Da mein Verhalten während des zu solcher Bedeutung gediehenen Streites zu gleichgültig und exklusiv scheinen konnte, fand ich es für angebracht, mich mindestens mit einigen passenden Worten daran zu beteiligen. Ich warf also ein, daß die Sache selbst nicht bedeutend vorwärts gekommen wäre, da es noch übrig bliebe, eine sichere Quelle zu finden, aus der den wettenden Parteien Kunde werden könnte, wer gewinnen soll? . . Diese Bemerkung, zu einfach, um für den, der sie machte, bequem zu sein, bürdete mir die Pflicht auf, einen praktischen Ratschlag zu erteilen. Und da man mich mit Fragen bestürmte, was zu machen sei, schlug ich vor, daß man einfach an den Lord selbst appelieren möge, und daß es für uns das Leichteste und dem Engländer gegenüber das Passendste wäre, zu diesem Zweck eine Delegation der streitenden Parteien zu veranstalten und ihr als Stützpunkt die Mitteilung zu geben, daß eine wertvolle Wette abgeschlossen worden sei. 

Da die Angelegenheit so in die Augen sprang wie die Höhe der Brücke Rialto, und die Gründe, die sie geschaffen hatten, nicht verleugnet werden konnten, fand man für gut, mich zum Delegierten zu wählen, denn in Versammlungen wird meistens einer, der einen Fehler oder einen Mangel in der Art der Beratung aufdeckt, unumgänglich zur Beseitigung des gezeigten Mangels verwandt. Als ich mich nun mit der Bemerkung etwas zu decken versuchte, daß eine Delegation sich nicht auf eine Person beschränken könne, sondern auch Zeugen zur Kontrolle ihrer Hand-

 lungweise haben müsse, geruhte man, mir Herrn D . . . ., den Grafen Brenta und Ritter di San Luca als Begleitung zu gewähren.

Ich sammelte also sofort die Visitenkarten aller Deputationsmitglieder und sandte sie dem Majordomo des Lords mit der klar und höflich abgefaßten Frage, ob und wann uns Lord Singelworth empfangen könnte? Und obgleich vertrauend auf einen günstigen Ausgang, wußte ich doch nicht, was im Falle einer Absage zu machen gewesen wäre, und wie man es dann hätte herauseuripidieren sollen? (wie Aristophanes in den Acharna durch Nikias sagt). Bald jedoch erlöste uns aus dieser kleinen Unsicherheit der Majordomo selbst, der uns die Visitenkarte des Lords überbrachte mit der Mitteilung, daß die Wahl auf die Vormittagsstunde des nächsten Tages als die passendste zum Empfange der Deputation und die nächste gefallen war.

Wie wir den Rest jenes Tages verbracht hatten? Darauf könnte man ohne Schwierigkeiten in jeder anderen Stadt Antwort geben, die nicht ihre besondere Mission hat; aber Venedig ist dazu berufen, dem Menschen zu bezeugen, daß es eine phantastische Lebensphäre gibt, daß eine Hauptstadt nicht nur eine administrative Zentralisation mehrerer Regierungsgebäude ist, daß ein Marktplatz ein Empfangszimmer sein kann, da dieses nur von den Passanten und deren guten Sitten abhängt, — daß auf einer katholischen Kirche vier bronzene Pferde eines apollinischen Triumphwagens sich tummeln können, ohne die Andacht zu stören . . . — und daß ein Sterblicher auf dieser Welt nicht nur eine Art überzähliger Beamter ist, der zu gewissen Stunden seine eigenen oder fremde Geschäfte erledigt, sondern daß er auch die Würde eines lebendigen Mitgliedes des Seins in der Allschöpfung inne hat und deswegen auch das Recht besitzt,

sich in Gedanken, in ein Gespräch oder eine andere Unterhaltung ganz zu vertiefen! . . 

Am folgenden Tage, genau zur bezeichneten Stunde, fanden wir uns alle an der Tür des Lords ein, durch die uns der Majordomo ziemlich umständlich in den Empfangssaal geleitete, um uns dort auf einen sehr kurzen Augenblick allein zu lassen. Ich hatte Zeit, mich umzusehen und den Eindruck zu gewinnen, daß in dem Saal nicht die geringste Spur von Benutzung und Leben vorhanden war. Nicht ein Notenblatt, nicht ein Buch, Album, Bild, . . . . nicht eine Visitenkarte oder dergleichen. Das Mosaikparkett spiegelte alle Möbel ab, die glattpoliert wie Kristall waren, und die an den Wänden befestigten venezianischen Spiegel spiegelten all die Herrlichkeit, die im ganzen mehr leuchtend und prächtig war, als bezaubernd.

Als der Lord hereintrat und die Begrüßungen ausgetauscht wurden, stellte der Majordomo je zwei Sessel zu beiden Seiten des für den Hausherrn bestimmten Sitzes, und ich begann mit der Vorstellung der Delegation. — Zuerst stellte ich D . . . mit dem monumentalen venezianischen Familiennamen vor, dann Antonio della Brenta, den Doktor di San Luca und mich selbst. Der Lord bemerkte, daß er uns alle als Tischgenossen wiedererkenne, wonach die Plätze eingenommen wurden — und ich das Wort ergriff.

„Mylord! Es wäre mehr als überflüssig zu berichten, daß die Luftballonausflüge Eurer Exzellenz nicht nur heute und nicht nur in dieser einzigen Stadt die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gelenkt haben, und daß die in den Zeitungen veröffentlichten Vermutungen über ihren Zweck nicht allein zum Ausdruck der öffentlichen Meinung schon gezählt werden, sondern auch, daß sich sogar zwei Parteien, zwei Schulen gebildet haben. — Eine von ihnen will als Ziel

 dieser Ausflüge meteorologische Forschung sehen; die andere beschränkt diese Gepflogenheiten auf Bedürfnisse Eurer allerpersönlichsten Gesundheitspflege, und das sogar der des Magens . . . Die Meinungen der einen wie der anderen würden uns zu nichts verpflichten, wenn nicht der Umstand, daß diesem Meinungszwiespalt eine bedeutende Wette entsprang. Eine Wette aber, Mylord, wurde mit Recht im allgemeinen Sittenrecht Großbritanniens stets geachtet (denn man behauptet sogar, daß die Wette eine der altertümlichen Formen der ersten keltisch-bretonischen und angelsächsischen Rechtseinrichtungen sei . . .). Wenn wir also in diesem, vielleicht etwas unbedeutenden Ereignis uns genötigt sehen, zu Ihrer Entscheidung, Mylord, Zuflucht zu nehmen, um zu erfahren, welche Partei Siegerin bleibt? so möge diese Bitte in Anbetracht ihres geringfügigen Inhalts doch nicht den Eindruck machen, als ob sie nicht mit genügender Beachtung vorgetragen worden wäre." —

„Anspruch auf Gewinn wird keine der beiden wettenden Parteien rechtmäßig erheben können. Denn die Rücksichten auf meteorologische Beobachtungen oder gesundheitliche Praktiken bilden nicht den Hauptzweck. Was die ersten anbetrifft, so gehören sie zu den Obliegenheiten meines Luftschiffers und seiner Mitarbeiter, und die zweiten" . . . — hier wandte sich der Lord an den Ritter San Luca — „ich kann mir schmeicheln, recht fleißig für die Regulierung meiner Verdauung vor meinen Luftballonausflügen gesorgt zu haben. — Ja! — man muß sagen, daß, wenn ich nicht früher diesen vollkommenen Zustand erreicht hätte, meine Luftballonausflüge nicht so regelmäßig und nicht mit einer so vollständigen Genugtuung verbunden gewesen wären. Ihr Ziel liegt aber in einer anderen Interessensphäre. — — Leider! Die Europäer des Kontinents brauchen Geheimnisse;

sie haben nämlich das mit den Negern gemein, daß sie alles belachen, was sie nicht imstande sind, sofort zu begreifen. Da man aber nicht erlauben kann, daß alles ins Lächerliche gezogen werde, bleibt nichts übrig, als zu schweigen, und so entsteht die Notwendigkeit des Geheimnisvollen . . . Dieselben aber, so leicht alles belachenden, haben dafür das schöne Gefühl einer leicht zu erweckenden Verehrung für klangvolle historische Namen; ich werde also mindestens davon Nutzen zu ziehen wissen und es mir dienstbar machen, wenn ich bei meiner ausführlichen Auslegung der Ziele meiner Aeronautik auf irgendwelche Schwierigkeiten oder ein voreiliges Gelächter stossen sollte. Jeder muß ihnen begegnen, der etwas Neues vorträgt. Die Hauptursache meiner alltäglichen Inanspruchnahme der Aeronautik ist mein Begriff von der Reinheit, — das Ziel — die Reinheit selbst. — Ihr, meine vieledlen Herren, und die ganze Gegenwart begreift die Reinheit als die Verneinung der Unreinheit. Ein gewisses Quantum Parfüm im Gegensatz zu einem entsprechenden Quantum stinkender Fäulnis, das ist für Euch, die Ihr schon eine solche Nervenkonstitution habt, reine Luft. Eine Art Dualismus des Geruchsinns und der Atmung hat sich um Euch entwickelt und gleicht darin der bei einzelnen kaukasischen Völkerschaften üblichen Spaltung des Begriffs von der Gottheit in ein Gut und Böse! Inzwischen wölben sich, bauen und wachsen Eure Städte, Wohnungen und Gemeinschaften auf Kloaken . . . Die eleganten Küchen, die allabendlich den Wohlgeruch duftender Saucen und Zubereitungen ausströmen, bergen unter ihren Fußböden Sümpfe der Fäulnis; — die durch ihr Flimmern und ihre Eleganz so verlockenden Salons, wo der federleichte Ballschuh einer Tänzerin mit dem Zephir um die Wette wirbelt, wölben sich über abstoßend

 häßlichen Kellerwohnungen. Es reckt sich dort der träge Arm eines faulenden Riesen und führt alltäglich und allstündlich einen ununterbrochenen Kampf. — — Etwas wie ein unaufhörlich faulender Laokoon wälzt sich in den Höhlen der Großstädte, unter den glattgefegten Straßen! . . . . Gewiß, einzelne Stadtverwaltungen kämpfen recht tapfer hie und da, aber um einigermaßen die Flut des Schmutzes einzudämmen, sehen sie sich gezwungen, eine ganze Menschenflut herabzusetzen, sie zu Blöcken ohne Geruchsinn und ohne gesellschaftliche Anmut zu machen, mit denen zusammen sich niemand zu Tisch setzen würde . . . Die alten Kelten, um die gefährlichen Überschwemmungen und die Anstürme des Ozeans zu bändigen, wateten reihenweise mit gezückten Schwertern ins Wasser hinein und ertranken heroisch . . . Der Ägyptier verhielt sich weniger pathetisch dem Nilschlamm gegenüber, weil er überlegte, ergründete und erwog . . .

So einzig und allein also möglich für die Gegenwart oder auch vielleicht für alle Zeiten unsere Begriffe von der Reinheit sein mögen . . . was hilft's, wenn sie mir nicht genügen? Habe ich ihre schwachen Seiten nicht ebenso klar und offen, wie philosophisch und wahrheitgemäß geschildert? Deshalb, sagte der Lord sich erhebend, protestiere ich!“

Wir wollten antworten, da wir uns aber gegenseitig den Vorrang der Rede abtraten, sprach keiner; ich hatte schon die Bemerkung auf der Zunge, es sei wohl von einem Protestierenden zu verlangen, daß er doch mindestens auf einen mehr verpflichtenden Grundsatz hinweisen sollte, der Lord aber wartete nicht länger und fuhr fort:

„— Betrachten Sie es bitte nicht allein als Grund aus vollem Halse zu lachen, wenn ich jetzt die technische Seite meines Protestes berühre. Die Namen von Sokrates und

Xanthippe sind sicherlich sehr ernst und geschichtlich. — — 
Wenn also jemand fragen sollte, wodurch hauptsächlich diese Dame des Altertums gefehlt hätte, als sie durchs Fenster eine Urne voll häuslichen Unrats auf die olympische Stirne des Weisen ausgoß, würde ich mit einem einzigen Wort antworten" — hier schwieg der Redner einen kurzen Augenblick, sofort aber, nachdem er seine Stimme und Gebärde eingeholt hatte, führte er weiter aus: — „In Bezug auf den landläufigen Begriff von der Reinheit fehlte Xanthippe dadurch, daß sie nicht durchs andere Fenster eine Urne voll Wohlgerüche, wie sie den Göttern geopfert wurden, auf dieselbe Stirn ausgegossen hatte; — meine Ansicht jedoch ist, sie sei dadurch schuldig, weil sie es von einem so niedrigen Standpunkt aus getan hatte. — Die Unreinheit," sagte der Lord halblaut, wie wenn er sich von Ohr zu Ohr beugte — „Unreinheit ist Niedrigkeit! Ja, Niedrigkeit! . ." wiederholte er lauter. „Denn wenn dieselbe Dame des Altertums mit derselben ebenso vollen Urne mit mir in der Höhe gewesen wäre, die mein Luftballon zu erreichen pflegt, würde sie ohne Befürchtungen ihr Gefäß geleert haben können, denn dort gibt es gar keine Unreinheit! . . Dort ist und entsteht ständige Ordnung, die sich auf die Gesetze der Weltenkräfte und die atmosphärischen Bedingungen stützt. — Ein Spaßvogel, der vergeblich an meinem Geheimnis gerüttelt hat, warf die Anekdote hin, daß aus der Höhe meines Luftschiffs ein unreines Papier gefallen wäre . . . Das müßte schon aus dem Fenster der Xanthippe gewesen sein, nicht aber aus diesen Sphären, in denen alles, was weggestoßen wird, sich sofort inmitten der Fasern, Kristalle, Tropfen, inmitten von Bewegung, Dampf und Sturz der allgemeinen Ordnung anpassen muß. Kurzum: ich erhebe mich zu hoch, daß Unreinheit mich betreffen könnte! . . Man kann von

 dort, was man will, hinunterwerfen und dann in saphirblauer Sommernacht einem fallenden Meteorstein zusehen. Wie ist er doch schön! . . Die Reinheit hängt von der entsprechenden Erhebung ab, die Unreinheit ist Selbsterniedrigung, oder Erniedrigung eines anderen . . . Wäre denn eine Reinheit, die, um sich zu erhalten, Menschen herabsetzen muß, ohne Makel? Um also meine volle Meinung von ihr zu behalten, erhebe ich mich; auch damit mein Protest nicht wie hohle Worte sei, und damit er das Merkmal einer Betätigung für diese Wahrheit trage. Wer so gütig ist, darüber lachen zu wollen, möge es jetzt! jetzt gleich! tun . . . denn ich fühle eine Träne im Auge . . .“ Bei diesen Worten begann der Lord mit einer nicht allzuraschen aber etwas leidenschaftlichen Bewegung die rosige Ecke seines linken Auges zu reiben, und indem er leicht die Hand auf die Schulter des Doktors di San Luca legte, sprach er: — — „Die Menschen sind noch nicht rein . . . sie sind erst parfümiert . . .“

Es folgte danach ein nicht mehr vorübergehendes, sondern ein den erschöpften Inhalt abschließendes Schweigen, das die Uhr mit dem Schlagen der Frühstücksstunde auszufüllen begann. Wir bemühten uns, die Abschiedsformalitäten mit derselben Genauigkeit zu erfüllen, mit der wir die Delegation ausgeführt hatten, obgleich sie nur unsere leichtsinnig eingegangene Wette löste. Zu welcher Art Verrücktheit man vom wissenschaftlichen Standpunkte aus die Manie des Lords Singelworth rechnen soll? Darüber hat Doktor di San Luca nichts fallen lassen, voraussichtlich aus Takt- und

Feingefühl — zwei wertvolle Eigenschaften, die, wie ich 
gestehen muß, nicht selten unter den italienischen Gelehrten sind. Dafür verkündete aber der Improvisator Toni di Bona Grazia mit noch größerem Eifer, daß der „fliegende“ Reisende ein berufener Mann sei, ein Vorläufer und Künder einer großen, neuen Epoche, die für die ganze Menschheit eine Art Reinigung, etwas wie das amerikanische Revival sein solle . . . wofür (unter uns und aufrichtig gesagt) unser alter, gebildeter und sklavischer Kontinent kein richtiges Verständnis hat; er hätte auch nicht die Kraft, es zu versuchen und bei sich einzuführen . . . Bei uns wirkt eher, wenn auch nach rückwärts, aber lebhaft und herrlich — die Archäologie.

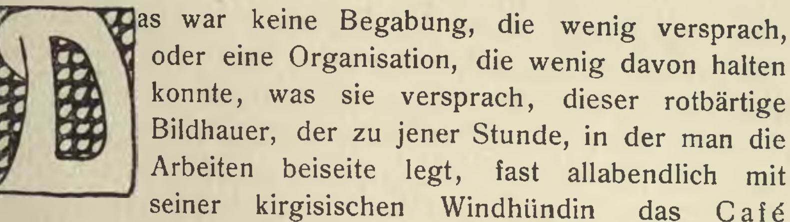
Und es kam bald das Fest des Sankt Markus mit seiner unvergleichlichen Regatta. Alle Venezianer fanden sich plötzlich am Canale Grande ein, — so alle, daß auf dem Sankt Markusplatz und in seiner Umgebung nur die ungescheuchten Tauben über das weite Pflaster auf und ab wandelten. An der hohen Brücke — am Rialto spielten die Flaggen aller Farben, die Fahnen aller Jahrhunderte und Völker wie Bänder im Winde; — kleine Maskerade-Boote, vergoldete Schiffe verschiedener Zeitalter, mit Wappen bunt betupfte Galeeren, schwarze Gondeln und verschiedene Fahrzeuge drängten sich oft derartig mit ihren Rippen aneinander, daß man trockenen Fußes über die ganze Breite des Kanals hin und zurückgehen konnte. Aller Augen waren verstrickt oder vertieft in dieses Durcheinander einer archäologischen Raserei, die die umsichtige österreichische Polizei nicht ohne Grund ge-

6*

währen ließ. Einmal nur wandten ein paar größere Haufen ihre Blicke empor in der Richtung, nach der die Gondolieri mit erhobenen Rudern zeigten, — auf einen kleinen, schwachen Punkt, der in den Weltenraum verschwand . . . Es war der Luftballon des Lords Singelworth.

---

# „Ad Leones!“



Das war keine Begabung, die wenig versprach, oder eine Organisation, die wenig davon halten konnte, was sie versprach, dieser rotbärtige Bildhauer, der zu jener Stunde, in der man die Arbeiten beiseite legt, fast allabendlich mit seiner kirgisischen Windhündin das Café Greco aufzusuchen pflegte. Schon die Wahl eines Tieres, das Anmut und Kraft in seinen sich sichtbar abzeichnenden Muskeln vereinte, konnte dem aufmerksamen Beobachter eine günstige Meinung über die geistigen Eigenschaften eines Menschen geben, der gerade an diesem Tier Gefallen fand.

Denn obgleich General Jomini meint, daß ein Pferd und nicht der Kavallerist „einen guten Reiter macht“ . . . so könnte man doch mit Recht aus bedeutend mehr zutreffenden psychologischen Gründen behaupten, daß die Wahl eines Hundes dieser oder jener Art recht deutlich die Neigungen und die Geistesart dessen bezeichnet, der die Wahl trifft. Gewiß wird ein Schlachter einen ganz anderen Hund im Sinne haben, als der Jäger oder die vornehme Dame . . .

Herrlich sah er aus dieser Hund des rotbärtigen Bildhauers, wenn er seinem Herrn mit offenem Maul vorauseilte. Über seinen weißen, spitzen Zähnen ruhte die amarantfarbene Zunge wie ein frisches Blatt einer Purpurblume. Er ging langsam mit einer Art großmütiger Höflichkeit ohne jemanden anzustoßen, wenn ihm aber die Straßenjungen absichtlich den Weg vertraten, blickte er sich nur einmal nach seinem Herrn um, und in demselben Augenblick übersprang er von der Stelle aus, wie eine leicht berührte vorzügliche Sprungfeder, die ganze Schar und ging ruhig weiter, während seine Beleidiger vom Straßenpflaster aufstanden,

 ohne begriffen zu haben, was eigentlich geschehen war . . . Auf ähnliche Weise übersprang er im Kaffeehaus, ohne etwas umzustoßen, ein paar Tische mit Glasgeschirr und kehrte dann zu seinen natürlichen und ruhigen Bewegungen zurück, ohne ein Lob zu erwarten, gleichsam in der Meinung, daß jeder der anwesenden Gäste imstande gewesen wäre, dasselbe zu vollbringen.

Darum war auch die herrliche Windhündin bei allen sehr beliebt! Wenn ich bei allen sage, so soll das bedeuten, bei einer gewissen Gruppe und bei zwei (griechischen) Chören, bei dem Chor, der die Handlung mit Worten, und bei dem, der sie mit Gebärden begleitet.

Die Gruppe, die zum rotbärtigen Bildhauer gehörte, bildete zugleich eine der vier Billardecken und bestand in allem: aus dem Redakteur einer belletristisch-politischen Zeitung, aus einem schönen Sänger, der Ausländern Unterricht erteilte, aus einem begabten Maler und einem jugendlichen Weltenbummler, den seine Eltern auf Reisen geschickt hatten, „um seine Weltanschauung zu bilden“, wie er sich selbst öfters auszudrücken pflegte. Dieser Jüngling aber hatte einen insofern unzertrennlichen Erzieher, daß sie einander meistens, überall einer nach dem andern fragend, in der ganzen Stadt suchten. Sie begegneten sich jedoch erst abends im Café Greco.

Alles das und sogar noch mehr persönliche Details konnte man ohne jede Absicht erfahren, denn infolge einer gewissen Durchsichtigkeit der moralischen Gesellschaftssphäre und einer Sichtbarkeit der Charaktere (zweier Sachen, die den Städten und Menschen des Nordens wenig bekannt sind) gelang es sogar einem Fremden, der zum erstenmal das Café besuchte, nicht nur den Geschäfts- und Wirkungkreis

eines jeden, sondern sogar seine jeweilige Gedankenrichtung zu erkennen. 

Eine solche Gestalt wie der Redakteur war freilich schon durch ihre öffentlichen Merkmale allein kenntlich, zur besseren Charakteristik half aber der bewegliche Blick, die Neigung, sich mehr durch eine entgegenkommende und höfliche Geste, als durch das gesprochene Wort mitzuteilen, außerdem der fahlgelbe Regenschirm, der etwas von einem Kardinalsschirm hatte — und schließlich konnte man, wenn er zu sprechen begann, schon am Stil den Mann der Feder erkennen. Wenn jemand einmal die gläsernen Bohrer beachtet hat, die durch ein verborgenes Triebwerk in Bewegung gesetzt werden und täuschend das Fließen des Quellwassers nachahmen; wenn er diese Gläser in den Mäulern der von Blumen und Zierpflanzen umstellten Gipslöwen sich drehen sah; und sich dessen entsinnt, daß kein Blatt dieser Pflanzen dort die Nähe eines Wassertropfens, dessen Kühle und belebende Kraft fühlte, — dann wird er einen richtigen Begriff vom Stil und der Beredsamkeit des Redakteurs haben. Was aber beschäftigt diesen Mann gegenwärtig? . . . Natürlich eine ganz außergewöhnliche Sache, denn er ist sorgfältiger wie sonst gekleidet und betritt das Café zu ungewohnten Stunden und nur auf kurze Augenblicke.

Auch der Sänger mit seinem über dem Arm oder um eine der Schultern drapierten Mäntelchen, mit der irgend etwas summenden Lippe unter dem allzugefälligen Schnurrbart und mit seiner Notenrolle in der Hand hatte nichts Rätselhaftes.

Ein weniger deutlicher Typus war der Erzieher (der von seinem Schutzbefohlenen eifrig gesuchte). Im Reden war er rasch, nicht so in der Aussprache, lispelte etwas und spuckte um sich herum, sobald er in Begeisterung geriet.

 Er wäre viel verständlicher und klarer gewesen, wenn er das Eigenschaftswort „szientifisch“ nicht allzu oft gebraucht hätte. Ein leichtsinniger Schreiber war er nicht, denn jemand, der nicht besonders verschwiegen aber um so scharfsichtiger war, hatte bei ihm vor einem Jahre beim Drehen einer Zigarette aus dem auf einem weißen Papierbogen ausgestreuten Tabakvorrat des Wirtes die zwei ersten Worte eines Titels von einem Manuskript gelesen: „Ein Überblick . . .“ und gestern noch konnte er bei einer gleichen Gelegenheit nicht mehr herauslesen. Man glaubte jedoch zu wissen, daß er an einem „Überblick“ arbeitete. Was aber bei einem nach allen Richtungen hin szientifischen Menschen am eigentümlichsten berührte, war folgendes: Sobald die durch ihn ungeschickt geschobene Billardkugel einen Lauf zu nehmen schien, der seinen Absichten widersprach, neigte er sofort das ganze Schwergewicht seines Körpers nach der gewünschten Richtung und war bestrebt, mit der Gebärde des Beines, mit seiner Ferse und mit den Augen der Kugel zu einer andern Richtung zu verhelfen . . . was doch ebenso nutzlos wie nicht szientifisch ist, da es gegen alle Gesetze der Gravitation verstößt.

Was den rotbärtigen, in schwarzen Samt gekleideten Bildhauer anbetrifft, der unbeweglich, als wäre er ein altes venezianisches Porträt, zu sitzen pflegte, ohne an den Billardkämpfen und -spielen teilzunehmen, so ist allgemein bekannt, daß er alltäglich genug Bewegung bei seiner wichtigen Arbeit hat, die er mit viel zu großer Begeisterung bewältigt, als daß er noch abends Lust hätte, sich zum Zeitvertreib abzumühen. Um jedoch einen Begriff von irgendeinem werdenden Werke eines Künstlers zu haben, braucht man nicht (in der sehr ehrwürdigen Stadt Rom) zum intimen Kreise des Künstlers zu gehören. Der Spanische Platz ist nur

um einige Schritte vom Café Greco entfernt. Breite 
Treppen spalten sich, wie zwei Flügel, in zwei Teile und heben sich auf den Monte Pincio hinauf, geradeso, als ob vom Pflaster ein großer, fabelhafter Vogel auffliegen wollte und nur noch wartete, bis sich die Menschen auf seinen Schwingen gruppieren . . . Dieser Platz und diese Treppenstufen bilden das Forum der Modelle, die dort entweder der Ruhe pflegen oder auf Arbeit warten; es genügt, sich diesen malerischen, bildhauerisch schönen und geistreichen Gruppen zu nähern, um alles über die jeweilige Beschäftigung eines jeden Künstlers zu erfahren. Dort wußte man auch sehr gut, daß der Bildhauer eine Kolossalgruppe begonnen hatte, daß dieses Kunstwerk eine der inneren Tragödien der Menschheit wiedergeben sollte, daß es eine Erfindung von euripidischem Geiste war. Es waren die Gestalten zweier Christen, die zur Zeit des Kaisers Domitianus vor die Löwen geworfen wurden, und die Einzelheiten waren schon derartig populär geworden, daß ein guter Freund den Bildhauer nicht beim Namen, sondern mit „ad leones“ anredete . . . Dieses nahm auch der Bildhauer in schicklicher Weise auf, indem er einen Teil der Krempe seines breiten Hutes emporriß und eine bedeutungvolle Bewegung mit seinem rechten Arm beschrieb, als ob er eine Handvoll Bildhauerton hinwerfen wollte, so daß seine Windhündin stehen blieb und ihm scharf in die Augen blickte, um seinen Wunsch zu erraten. So wuchs das Werk des Künstlers, das die Welt erst erblicken sollte, das kaum erst geboren wurde, zu einer Art magischen Symbols heran . . . Beim Lesen einer Zeitung, die über irgendein tragisches Ereignis in der Politik berichtete, wandte man sich öfters im Kaffeehaus dem Bildhauer zu und sagte mit besonderem Nachdruck: „ad leones!“ — worauf er mit der Zweideutig-

 keit eines Verschwörers durch ein Zukneifen des linken Auges antwortete. Es ist gewiß trotz der scheinbaren Scherzhaftigkeit einer solchen Sitte sehr bemerkenswert, in welchem Maße der gute Wille des Publikums fördernd dazu beiträgt, ein Kunstwerk zu vervollständigen und es ins Leben einzuführen (ein Brauch, der im kalten Norden unbekannt ist). Glücklich aber ist nur dieser Künstler, der imstande ist, nüchtern eine so freundliche Begrüßung seines Werkes zu hören, zu begreifen und zu empfangen!

Es ist eine seit vielen Jahren angenommene Sitte, sich beim Empfang der Briefe der bekannten Adresse des Griechischen Cafés zu bedienen, was auch ich tat. Ich war aber, als ich dort zu einer frühen Morgenstunde eintrat, etwas verwundert den Bildhauer und den Redakteur schon dort zu treffen. Ich wollte sogar an ihnen vorbeigehen in der Meinung, daß sie ein besonderes Geschäft vorhätten, als die nach mir ausgesandte Windhündin mich zwang, an ihren Herrn und seinen Freund heranzutreten. Nachdem ich aber in der Nähe der beiden stehen geblieben war und die mündliche Einladung empfangen hatte, zum vorausbestimmten Tage und zur anberaumten Stunde mich im Atelier des Künstlers als Besucher einzufinden, sagte ich: „Ich bin nicht so sehr Laie, um zu glauben, daß ihr mir ein bereits vollendetes Werk zeigen werdet! . . . ich denke aber, daß es zu einer jener interessanten Stufen im Werden der Schöpfung gekommen ist, und daß der Künstler seinen Gedankengrundriß veranschaulicht und ihm eine gewisse bleibende Form gegeben hat, obgleich er die Möglichkeit behalten müßte — und dieser Meinung sind nicht ohne Grund die Sachverständigen in Kunstangelegenheiten — seine Anordnung bis zum letzten Augenblick vollständig umgestalten zu dürfen, wodurch gerade Leben, Bewegung und Ausdruck dem Kunstwerk erhalten bleiben . . .“

Der Redakteur beeilte sich recht eifrig, diesen Gedanken zu bekräftigen und zu entwickeln und, obgleich er etwas mit dem Bleistift notierte, nahm er voll Aufmerksamkeit an dem Gespräch teil; dann fragte er plötzlich aus Höflichkeitrücksichten mit dem Bildhauer zugleich, ob ich nicht so freundlich wäre, ihnen meinerseits zu sagen, woran ich arbeitete? . . . 

„Mein Anteil an den Dingen der Kunst, sagte ich, ist zu gering, als daß ich in der Lage wäre, mich mit irgendetwas sehen zu lassen. Ich will aber, um Offenheit mit Offenheit zu bezahlen, gestehen, daß ich in der letzten Zeit nicht wenig mit der Ausführung zweier Köpfe beschäftigt war . . . Wenn ich von zwei Köpfen rede, dann ist auch damit das gemeint, was zu ihrer Vollständigkeit und Bewegung gehört, obgleich das Hauptziel und -Interesse der Komposition sich in den zwei Köpfen vereint. Die Aufgabe liegt nämlich darin: daß ein Kopf die Augen zum Himmel hebt, der andere aber nur nach oben, sei es auf die Zimmerdecke, oder auf einen Haken, an dem man einen runden Kronleuchter befestigen kann. Beider Augen sind nach oben gerichtet — — — ich will nicht verhehlen, daß mir diese Arbeit oft genug Schwierigkeiten bereitet hat!“

Der Bildhauer stützte die Stirn auf seine kräftige Rechte, so daß die Windhündin, die vordem zu seinen Füßen gelegen hatte, sich erhob und nach dem Blick ihres Herrn zu suchen begann. — Der Redakteur zeichnete mit dem Bleistift Striche auf der Marmorplatte des Tisches — — ich aber, nach einem höflichen Abschiedsgruß an die beiden, verließ den Saal. Auf einen Augenblick hielt mich in der Tür der junge Weltenbummler auf und fragte nach seinem Erzieher, nachdem ich aber kaum einige Schritte gegangen war, traf ich auf der spanischen Treppe den Erzieher selbst und erhielt die Aufklärung, daß die Einladung ins Atelier

 des Bildhauers mir keineswegs als eine besondere Gunst zuteil geworden sei — daß alle Freunde und Bekannte dort ebenfalls erwartet würden, da es sich um die endgültige Feststellung des moralischen Sinnes der Gruppe und der den Gestalten dieser Gruppe eigenen Merkmale handele. Außerdem hätte der Redakteur durch seine Beziehungen diesen schönen Erfolg errungen, daß der reiche Korrespondent einer großen amerikanischen Zeitung geneigt sei, die bewußte Gruppe beim Bildhauer zu bestellen, sie für sich zu kaufen und nach Amerika zu schicken, wenn die Idee und die Ausführung seinen Wünschen und seiner Phantasie entsprächen.

Als der Tag des Atelierbesuches in seiner ganzen Glorie herankam, fand ich mich unter Bekannten und inmitten eines interessanten Schauspiels. Die Unordnung und unberührter Staub in den vier Ecken des großen Saales gaben freilich dem Ganzen einen phantastischen Rahmen — aber Staub, der auf vorzüglichen Gipsstatuen liegt, hebt nur noch und verdeutlicht die Harmonie einer kunstvollen Plastik. Und eine Unordnung, die sich von selbst den Blicken erklärt, dürfte nicht Unordnung, sondern eher Drama genannt werden.

Mitten im Atelier und im besten Licht befand sich die schwere, große Masse des feuchten Bildhauertons. Es war die begonnene Gruppe, die der Künstler gerade von dem Rest der feuchten Leinwandtücher entblößte . . . Diese Arbeit begleiteten nicht allzu sparsam im voraus gezollte Bravos . . . so oft unter einem abgehobenen Tuch ein richtig angedeuteter Arm, Hüften oder die wichtigeren Falten einer Kleidung zum Vorschein kamen. Die männliche Gestalt versprach einen sehr schönen Torso, die Gestalt der Frau — dramatische Bewegung — beide erhielten eine besondere Erhöhung des Ausdruckes durch Kreuze, die der Künstler in der Art pro Christo entworfen hatte; der Löwe,

der voraussichtlich, wie erstarrt, sich zu Füßen dieser Gestalten kauern sollte, war noch ein Block, der eine gewisse Ähnlichkeit mit irgendeinem Möbel hatte, wodurch die anderen Teile der Gruppe einen um so stärkeren Anschein von Vollendung erhielten. 

„Ad leones! ad leones!“ rief der junge Weltenbummler und nach der dunkelsten an der Türe befindlichen Ecke des Ateliers springend, führte er hinter einer großen Dionysos-Bildsäule einen kleinen Jungen hervor, der eine Serviette über dem Arm hatte und einen Korb mit Weinflaschen schleppte. Mit dem Genuß des Weines wuchsen die Beifallsbezeugungen. Selbst der Bildhauer nahm, wie es sich schickte, etwas von einem die Welt zum Kampf auffordernden Ton an . . Der Erzieher des jungen Mannes, mitten unter die auf der Erde stehenden Büsten auf die ihm zunächst befindliche deutend, sprach: „Das ist Domitianus, wie ich vermute?“ . . . „Sie irren nicht,“ entgegnete darauf der Bildhauer und schlug mit einem Fußtritt Caesar die Nase ab, so daß die Windhündin, die vordem wie ein aus Bronze gegossener Greif dalag, sich erhob, die Bruchstücke des zerschlagenen Gipses beroch und dann zurückkehrte, sich in die vorherigen monumentalen Formen der Ruhe zurechtzulegen. Der schöne Sänger warf die kunstvollen Falten seines Mäntelchens um seine Gestalt und begann mit seiner kräftigen Baritonstimme irgendein heroisches Lied erst zu summen und zuletzt aus voller Kehle zu singen, seinen Gesang reichlich mit

„— — Taramta — tata — ratas“ . .

ausschmückend.

Worauf der junge Weltenbummler und der Maler nicht weniger heroisch mit ihrem

„Ramta-tarata-tata!“ . . .

einfielen.

Nach diesen Ausbrüchen trat das psychologisch notwendige Schweigen ein, das nun der Maler mit einer eingeflochtenen Bemerkung unterbrach. — „Auch mir, sagte er, ist es in der letzten Zeit gelungen, etwas zu machen, womit ich zufrieden sein kann. Ich werde aber belesene Leute befragen müssen, was es ist? was daraus werden kann?? . . . denn es kann vielleicht eine Kleopatra . . . vielleicht aber auch eine Mariä Himmelfahrt werden."

Als die Stille ihren Höhenpunkt erreicht hatte und alle ruhig auf ihren Stühlen saßen, begann der Redakteur mit folgenden Worten, sich vor allem an den Bildhauer, aber auch zugleich an die Gäste wendend:

„Niemand von uns hat hier einen anderen Wunsch, und wird nach einer wenn auch flüchtigen Überlegung keinen anderen haben, als daß das Werk unseres genialen Freundes und Meisters eine gesicherte Zukunft fände. Das heißt . . . kurzum — die Ausgaben und Aufwände sind nicht allein beträchtlich, sondern sie werden sich sogar mit dem Fortschreiten der Arbeit steigern . . ."

Alle stimmten durch verschiedenartiges Kopfnicken diesen Worten bei und harrten der kommenden Dinge.

„Ein Mäzen in dieser Angelegenheit könnte vielleicht glücklicherweise der reiche Korrespondent des großen amerikanischen ‚Monitors' sein, und ich glaube fast, er wird es sein. — Da wir aber nicht wissen, welches Glaubensbekenntnis er hat (in den Vereinigten Staaten gibt es eine Menge Religionen), so wäre es vernünftig und vielleicht sogar ästhetisch richtig, wenn man die Kreuze aus den Händen dieser Gestalten entfernte. — Wozu denn durchaus dieses tote Abzeichen, da doch die Ganzheit der Sache von derselben Empfindung durchtränkt ist? Sein Vorhandensein könnte den Käufer vielleicht daran hindern (nehmen wir an, er wäre

mosaischen Glaubens), die Gruppe im Garten vor seinem Hause aufzustellen, und sein Zurücktreten vom Ankauf bewirken . . .“ 

Der Bildhauer machte die Bemerkung, daß diese Kreuze in entsprechender Weise den Lauf der Hauptlinien vollendeten, und mit dem breiten Meißel aus Buchsbaumholz spielend, überflog er aufmerksam die Anwesenden, als wollte er die allgemeine Meinung prüfen, da ich aber am nächsten stand, wandte er sich an mich mit einer fragenden Geberde.

„Was mich anbetrifft, sagte ich, bin ich des Glaubens, daß ein Erfassen des Kreuzes mit der Hand die schwierigste der bisher bekannten choreographischen und plastischen Aufgaben ist. — Der Finger berührt das Symbol — das kann weder geschickt und elegant, noch unbeholfen sein — weder drohend, noch bedeutunglos — weder flüchtig, noch übertrieben — weder einfach, noch gekünstelt . . . weder schön, noch unschön! . . . Ich kenne nichts Schwierigeres! — Und ein Künstler, der das machen wird, kann alles machen . . .“

So sprach ich, ohne zu ahnen, daß diese meine Bemerkung ein von mir gar nicht beabsichtigtes Ergebnis hervorgerufen hatte, denn auf einmal riefen der Redakteur und der Maler: — „Eine Schwierigkeit weniger also!“ . . . während der Bildhauer, dieselben Worte halblaut wiederholend, rasch eine Trittleiter bestieg, welche die Höhe der Gruppe erreichte und an ihr befestigt war, und mit zwei Schnitten seines Buchsbaumwerkzeuges das Kreuz von der Hand der männlichen Gestalt trennte. — Als er darauf etwas über der Hand der Frauengestalt zögerte, rief der Erzieher: „Wenn es für die Biegung der Linie notwendig ist, irgend etwas in die Hände der Frau zu stecken, dann wäre es hier vielleicht vom szientifischen Standpunkt aus am Platze,

 zu erwähnen, daß an die Semiten und durch diese an die Christen der einst chaldäische und ägyptische Brauch übermittelt wurde, der darin bestand: Personen, die eine wichtige Aufgabe veranschaulichen sollten, oder etwas verkündeten, einen Schlüssel zu geben (wovon Spuren noch in den Evangelien [die Schlüssel des St. Petrus] und in der Apokalypsis zu finden sind)."

Der Bildhauer senkte seine Hand, die er während dieser Rede unbeweglich hielt, auf das zweite Kreuz und deutete mit einigen geläufigen Strichen die Umrisse eines Schlüssels an. Dieses geschah wie magisch unter dem Einfluß der allgemeinen Gefühls- und Gedankenrichtung und bei vollständigem Mangel eines bewußten Protestes.

Erst auf der letzten Stufe der Trittleiter rief der Künstler, sich an den Redakteur wendend:

„Aber in diesem Falle und aus diesem Grunde müßte sich ja die ganze christliche Szene ändern!!??" . . .

Der Redakteur jedoch entgegnete mit einem ungeduldigen Lächeln und mit einer Gebärde, als ob er den Erzieher als Zeugen anrufen wollte:

„Ist denn diese Gruppe ein historisches Werk? . . . Ist es durchaus eine Szene aus Domitianus Zeiten und nicht aus Neros? . . . Sind es die Porträts des Märtyrers N und der Märtyrerin N? . . . Selbstverständlich nicht! — denn es handelt sich nicht um Personalia, sondern um das Drama."

Worauf der Erzieher hinzufügte:

„Ein sziëntifischer Überblick ist imstande, alles zu erklären. — Das brauchen gar keine vor die Löwen geworfenen Christen zu sein — das kann den Kampf an sich, die Aufopferung an sich, das Verdienst an sich vorstellen! Das alles also, was der Künstler so schön in diesem Werke

versucht hat, was er verkörperte, und was das Publikum auch 
von ihm erwartet."

Der etwas bespuckte Redner wischte sich den Mund ab, der Bildhauer aber drückte den beiden die Hände. Der Sänger, der junge Weltenbummler und der Maler, der Gewohnheit treu bleibend, jeglicher Diskussion aus dem Wege zu gehen (da sie eine unnütz das Denken beunruhigende Sache ist), entfernten sich still und höflich aus dem Atelier.

Die Windhündin, welche die Hinauseilenden mit dem ihrer Natur und dem Orte entsprechenden Zeremoniell begleitete, ließ plötzlich auf dem Vorplatz ihr silbernes Gebell erschallen . . . Der Bildhauer gab dem Redakteur und uns ein Zeichen, daß er nach der Stimme des Hundes zu erraten glaube, um was es sich handelte. Gleich darauf öffnete sich die Tür und das Zimmer betrat ein Herr mittlerer Statur mit einem niedrigen grauen Hut und einem grauen nagelneuen Anzug, einer sehr sorgfältig geknoteten weißen Binde und einer weißen Weste, auf der sich eine dicke goldene Uhrkette spreizte und ihre Schlüsselchen und Berlocks aus Edelsteinen baumeln ließ. Es war der Amerikaner, der Korrespondent des großen „Monitors" der Vereinigten Staaten.

Kameradschaftlich begrüßte er den Redakteur, tauschte mit dem Bildhauer einen Gruß, und mit einer höflichen Verbeugung nach unserer Richtung kam er gerade auf die Gruppe zu. Einen Augenblick ließ er sein tiefes, graues Auge über ihr ruhen, schob den Hut von der Stirne nach dem Hinterkopf und umfaßte dabei glättend seinen rötlichen Bart, der neben der ausrasierten Oberlippe um so üppiger erschien.

„Ich wünsche eine ausführliche Erklärung der Gestalten,"

 sagte er, sich an den Redakteur und den Bildhauer wendend. Dieser trat auf einmal einen halben Schritt zurück, um nicht als erster das Wort ergreifen zu müssen. —

„Das ist . . . wie gesagt . . .,“ sprach der Redakteur, „eine pathetische Szene aus der Tragödie des Menschenlebens . . . der Mann stellt die Tatkraft dar, die eine Arbeit beginnt, . . . die Frau zeigt ihre Teilnahme darin an . . .“

„Und sie“, unterbrach ihn der Amerikaner, „scheint einen Schlüssel in der Hand zu halten, denn tiefer sehe ich (hier zeigte er auf den Tonklumpen, der für den Löwen bestimmt war) einen Koffer . . . diese Frau stellt also die Sparsamkeit vor? . . . Die Energie des Mannes verspricht sehr schön und passend zu werden! — — Es scheint mir aber, daß um den Koffer herum landwirtschaftliche und industrielle Embleme angebracht werden müßten . . . So wie er jetzt ist, erinnert dieser Klumpen eher an ein schlafendes Tier, als an eine Truhe!“ . . .

Der Bildhauer näherte sich der Gruppe und deutete die Umrisse einer Sichel und die beiden Seiten eines Koffers an, und der Amerikaner, nochmals das Ganze von allen Seiten betrachtend, rief:

„Lange schon habe ich nicht einen klarer dargestellten und schöneren Gedanken gesehen . . . Diese Gruppe stellt die Kapitalisation dar, und in einer tiefdurchdachten, aber dennoch verständlichen Gestalt . . . Für heute, entsprechend der Stufe, auf der sich die Arbeit befindet, wird es, glaube ich, ausreichend sein, wenn der Herr Kollege auf meiner Karte aufzeichnen würde . . .“ hier überreichte er seine Visitenkarte dem Redakteur, der sich eifrigst ans Schreiben machte, und sprach folgendes:

„Isaak Edgar Midlebank-junior bestellt beim sehr geehrten Herrn Bildhauer * * * eine die

Kapitalisation darstellende Gruppe, die in weißem, flecken- und makellosem Marmor ausgeführt sein soll — und nicht beträchtlich den Preis von 15000 Dollars übersteigt.“ 

„Ist es so recht?“ fragte der Amerikaner, worauf der Bildhauer. seine Visitenkarte dem Redakteur hinschob und dieser notierte:

Der Bildhauer *** übernimmt im Auftrage des sehr geehrten Herrn Isaak Edgar Midlebank (junior) die Ausführung einer Gruppe (gen. Kapitalisation) aus weißem und nach Möglichkeit flecken- und makellosem Marmor, die den Preis von 75000 Lire nicht beträchtlich übersteigt etc. etc.“

Der Amerikaner prüfte beide Schreiben durch ein Glas, sprach die Bitte aus, die weggelassenen Daten auszufüllen, und als dieses geschehen war, tauschte er die Karten aus mit den Worten:

„Alles ist in Ordnung! . . . Ich gratuliere Ihnen zu einer so schönen Begabung —“ (hier schüttelte er die Hand des Bildhauers) „und zu einer so schönen Hündin! . . . Welch herrliches Tier! Prächtige Rasse! . . . Mit Sicherheit kann man behaupten, daß es eine zweite Hündin dieser Art in der ganzen Stadt nicht gibt!“ . . . mit diesen Worten verbeugte er sich und wandte sich zur Tür.

Mit einer Hand warf der Bildhauer eiligst und gewandt die nassen Tücher auf die „Kapitalisation“, und mit der andern nach dem Hut greifend, beeilte er sich, dem Redakteur und dem Erzieher zu folgen, die inzwischen dem hinauseilenden Gaste ihre Honneurs machten. Draußen wartete auf den Amerikaner ein einfacher Wagen, um ihn schnell in ein anderes Viertel zu bringen.

Mein Herz war schwer und wie geschwollen, ich fühlte

 meinen Geist erniedrigt . . . War es ein Hauch oder ein Seufzer, der mir mit Hiobstönen ins Ohr raunte:

„Also alles, alles auf dieser mit Recht verdammten Welt, was aus der jungfräulichen Eingebung des Gedankens geboren wurde, muß hier für 6 Dollars (dreißig Silberlinge) verkauft werden! . . .“

Und obgleich ich mir vornahm, kein Wort zu sagen, nichts hinzuzufügen, nichts zu wiederholen, war ich doch außer stande, diese ganze moralische Last zu tragen, und wandte mich an den Redakteur:

„Wie weit ist es doch von den Gläubigen, die um ihres Glaubens willen vor die Löwen geworfen werden, zur Kapitalisation! . . .“

Er aber verbesserte seine biegsame Brille, begann mit der Spitze seines Regenschirmes auf dem Straßenpflaster zu kritzeln und entgegnete, ohne die Augen zu erheben:

„Die Redaktion ist kein Telephon. Wir tun das ja alltäglich fast mit jedem Gedanken und mit jeder Empfindung . . . Redaktion ist Red**u**ktion.“ . .

„So wie das Gewissen — Gewissen ist,“ antwortete ich.

---

# Das Armband.

Legende des neunzehnten Jahrhunderts.

## A. Z. zugeeignet.

Wie oft, mein Lieber, ging ich, ach, wie oft —
mit jenem stillen, ernsten Freund
in jener alten Stadt spazieren,
die eine Lilie und ein Löwe schützen,
in jener Stadt, wo uns aus jedem Tor
Erinnerung an den großen Dante grüßte.
Die Kunst ist dort des Glaubens schöne Tochter
und wandelt wie ein heitres Kind,
das im Spazierschritt eine Welt durchmißt —
und um die Mauern geistert noch ein Abglanz
republikanisch freier Zeiten,
der jetzigen zum Hohn! — —

In jener schönen, alten Stadt Florenz,
Du weißt es, gingen wir gar oft spazieren,
von Dingen redend — von gewissen Dingen,
die einen unbestimmten Inhalt haben,
und doch in ihrer Ganzheit wie ein Klingen sind.
Nicht Zeit noch Menschenwille können sie verwischen.
Sie klingen wieder — und gedankenschwer
sinnt wohl der Mensch dem Klingen nach,
das durch die Lüfte zittert wie ein Grabgeläut.

Empfange, Liebster, zur Erinnerung
an solche Dinge die Legende
des neunzehnten Jahrhunderts, die ich schrieb.
Sie möge Reife wecken, in Träume Kinder wiegen,
und glücklich wird der Dichter sein! — — —

C. N.

# I



ein ernster Freund stand neben mir in einem nur schwach erleuchteten, achteckigen Saale, wo man von weitem die Musik und das Rauschen der frischen Frauenkleider hören konnte.

Halb sichtbar hing vor uns ein altes Bild, das den Erlöser darstellte, wie er, zwischen zwei Schülern in einer Schenke sitzend, das Brot bricht. — Es gibt ein ähnliches Bild von Rembrandt. Ich dachte aber nicht daran, ob das vor mir ein Original oder eine Kopie sei.

Ich schwieg, während er sprach, daß er aus dem äußeren Leben Welt, Menschen und Personen kannte, aus dem inneren und den Erfahrungen seines Alters — den Menschen und die Wahrheit. Und er sprach gerade von dem Wesen einer tapferen Tat, die vor kurzem geschehen war, und daraus entsprang das anregende Gespräch von den großen Schönheiten der lebendigen Wahrheit und davon, welch ein reiches Drama das Leben dieses elenden Erdkloßes sei, der jeden Augenblick vergänglich und doch stets ewig ist.

Und als unsere Unterhaltung so weit gediehen war, hörten wir hinter uns Seidenrauschen und das Flattern von Bändern; ein Fächer streifte liebkosend die Luft nach unserer Richtung. — Es hielten ihn die Hände einer schönen, noch jugendlichen Frau. Sie schien wie durch einen Irrtum den matterleuchteten Saal, wo ich mich mit meinem Freunde unterhielt, betreten zu haben, — und hinter ihr tauchten geschmückte Damen und Herren auf. Sie eilten alle an uns vorbei durch die andere Tür hinaus, ohne uns scheinbar gesehen zu haben.

Und da ich der Frau nachblickte, weil sie schön war und sehr edle Bewegungen hatte — sagte mir mein Freund, ohne ein Geheimnis daraus zu machen: „das ist Eulalia —,“

 und ich wartete auf seine weiteren Worte in der Überzeugung, daß er gut unterrichtet war, und ließ ihn fühlen, daß ich wartete, denn ich war neugierig, wer diese so schöne Frau sein könnte.

„Das ist Barbara aus dem Geschlechte derer, die einen Steigbügel im Wappen haben," fügte er hinzu — und ich schwieg noch hartnäckiger — er aber sprach:

„Den Namen der heiligen Barbara hat sie zur Welt gebracht; da aber zu jener Zeit ein Roman sehr beliebt war, mit dem der Verfasser den Namen Eulalia verbunden hatte — dieser Roman war in Briefen — Romane in Briefen schrieb man früher in einer vorzüglichen Art."

Als er das sagte und noch etwas mehr, das schwer zu hören war, da die Musik recht rauschend einfiel, warf ich einen Blick durch die offene Tür, durch die man die Tanzenden sah, wie schöne Wellen, die von der untergehenden Sonne beleuchtet werden.

Und ich verhehlte ihm nicht, ja, ich sprach es offen aus: ich suche Eulalia, um mir genauer diese schöne Frau anzusehen. — Und er fuhr fort, wie eine gar nicht unterbrochene Erzählung weiterspinnend: „Edgarda — denn als die Zeit der Konfirmation kam, wählte sie den Namen Edgarda von jenem Edgar, der einen Pfeil im Wappen hat und ein sehr bekannter junger Mann ist. — Barbara ist sicherlich eine der schönsten und angenehmsten Frauen der Hauptstadt."

Er berührte meinen Arm und geleitete mich zur Tür. An dem marmornen Türrahmen bog sich die vergoldete Lehne eines Stuhles zurück, auf dem Eulalia Platz genommen hatte. Sie war im Begriff, eine welkende rote Lorbeerblume von ihrer Brust zu lösen.

Als er ihr meinen Namen nannte, verbeugte ich mich leicht, und wir unterhielten uns.

Die Unterhaltung drehte sich darum, daß wir während des ganzen Karnevals kein zweites so glänzendes und rauschendes Fest gesehen hätten — und daß es wohl darum so prächtig war, weil die Fastenzeit näher kam. 

Ich hatte also, was eine erste Unterhaltung anbetrifft, genügend mit Eulalia gesprochen, als aber Edgar herantrat und sich mit einigen Worten an der Unterredung beteiligte, wartete ich nur noch bis das Thema erschöpft war und zog mich zurück.

Und ohne etwas zu denken betrat ich jenen matterleuchteten achteckigen Saal — ein korrekter Schriftsteller würde ihn ein Gemach genannt haben — in diesem Saal oder Gemach setzte ich mich hin und betrachtete das Bild im Rembrandtschen Stil, dachte über die Vortrefflichkeit des Helldunkels und auch darüber, wie alltäglich es ist, um nicht zu sagen gewöhnlich; der Gesichtsausdruck des ersten besten Reisenden, der Brot bricht, verwandelt sich und wird Christus ähnlich. — Darauf kamen mir jene Dinge zu Bewußtsein, über die ich gerade mit Eulalia gesprochen hatte; daß der Karneval jetzt sein rauschendes Ende feierte, weil die Fastenzeit naht.

Auch dieses hatte ich in meinem Gedächtnis behalten, daß die Frau, der ich vorgestellt war, einen Namen hatte — hier vermengten sich vielfach und plötzlich all meine Eindrücke.

Bis ich mir schließlich energisch klar machte, daß sie durch die Taufe und wegen eines Romans, der zur Zeit ihrer Geburt beliebt war, Eulalia hieß, und Edgarda durch die Konfirmation, Edgar zuliebe, der einen Pfeil im Wappen hatte, — und daß diese schöne Frau, da sie am Tage der heiligen Barbara zur Welt gekommen war, sonst einfach Barbara geheißen hätte.

Dann dachte ich: die Fastenzeit naht, die Zeit der

 Ausübung des Sakraments der Buße; außerdem überlegte ich mir noch, daß der Karneval zur Neige gehe. Es war schon weit über Mitternacht und ging gen Morgen. —

Und das Rembrandtsche Bild betrachtend, erwog ich die Eigenschaften der Kunst des Helldunkels, denn man könnte ohne Zögern sagen, daß vor Rembrandt niemand, selbst Raphaël nicht, eine genaue Kenntnis des Lichts hatte. — Die Linie kannte Raphaël, wie niemand sie kannte und niemand kennen wird — aber sein Licht ist ein Licht ohne Leben. Rembrandt hat erst die Tiefe und rührende Empfindsamkeit des Lichts und seine mystische Logik entdeckt und offenbart.

Und es fehlte wenig schon zu den ersten Augenblicken des frühen Morgens; ich ging also hinaus. Die Kühle umfing mich, legte sich empfindlich auf meine Schläfen und erfrischte meine Augen. — Ich ging. —

## II

Ich ging über breite Treppenstufen, dann wieder über eine Vorhalle, die mit Vierecken aus schwarzem und weißem Marmor ausgelegt war. Leer war es ringsherum, und immer weniger hörte ich von der Musik; von Zeit zu Zeit aber klang das ungeduldige Scharren eines Pferdes und das Aufschlagen eines Hufeisens auf das Pflaster des Schloßplatzes.

Die blassen Blicke der letzten Sterne erloschen; sie waren nur noch überall da zu sehen, wo sie eine lange

graue Wolke nicht zugedeckt hatte, die ganz schlaff am 
Himmel hing, wie zuweilen die Flügel einer Wildtaube hängen.

Langsam ging ein Diener an mir vorbei, einen Armleuchter mit ausgelöschten Kerzen in der Hand haltend, und einzelne von den Kerzen waren zerbrochen. —

Der Fluch eines ungeduldigen Kutschers erreichte mein Ohr. — — Ich trat auf die Straße. — Und im Gehen, da ich auf meiner Uhr nach der Stunde sehen wollte, blieb ich stehen und bemerkte plötzlich vor meinem Schuh ein Armband, dessen goldener Reif so leuchtete, wie jene goldigen Aureolen, die man in der Kunst um die Schläfen der Heiligen malt — und ich dachte bei mir beim Aufheben des Gegenstandes: „Welche Heilige hat hier ihr Heiligtum verloren?“ —

Darauf blickte ich nach der Uhr und sah, daß es schon fünf war. Ich begann den Fund näher zu betrachten.

Zwei goldene Füllhörner, die mit ihren spitzen Enden durch ein Scharnier verbunden waren, bildeten die zwei Halbkreise des Armbandes, die Öffnungen der Füllhörner aber hielten, wie zwei Mäuler von Fabeltieren, zwei Schilde mit ihren diamantenen Zähnen. —

Diese beiden Schilde hatten einen Verschluß. Und auf einem Schilde war die Aufschrift Edgar, — auf dem andern Eulalia. Ich war also gar nicht mehr neugierig, zu wissen, wessen Eigentum das war, und ging weiter durch die leere Straße. — — — Es wurde Tag.

Der zweirädrige Karren eines Gärtners, der zu Markt fuhr, durchkreuzte die Straße und wandte sich nach einer entgegengesetzten Seite.

Mit einer verlöschenden Laterne und einem langen Haken in der Hand kam mir ein Lumpensammlerkind

 entgegen, und in der Nähe stand sein noch nicht ganz voller Korb. — Der Haken war viel zu groß für das Alter und die Kräfte des Jungen, dessen Wangen blaß waren, wie die gekalkten Steine des Straßenpflasters unter meinen Füßen.

Ich durchmaß die ganze Straße der Länge nach, und da alle Wirtschaften verschlossen waren, dachte ich bei mir: „Du gehst lieber links am Garten des reichen Mannes, den du kennst und liebst, weil er ein Dichter ist. Es wird dir angenehm sein, in der Nähe der Behausung eines lieben Menschen zu spazieren, bis die Frühstücksstunde da ist.“

Das tat ich auch — aber ich ging ohne einen im voraus gefaßten Plan — einen irreführenden Weg durch unbekannte Hintergassen.

Und dort, wo die Überreste alter Mauern zwischen unvollendeten Anmaßungen einer zeitgenössischen Architektur hervorlugen, wo die enge Gasse verbreitert werden soll, hörte ich in regelmäßigen Abständen eine Klingel und sah zwei Dienstmädchen mit Handkörben, die nach der Richtung eilten, woher das Läuten sich vernehmen ließ. Und bald darauf erblickte ich einen einst purpurfarbenen Traghimmel in der Form eines Kardinalschirmes, auf dem noch wenige Überreste einer ehemaligen Vergoldung waren — unter diesem Traghimmel ging der Propst in einem weißen Chorhemd und trug das heilige Abendmahl zu einem Kranken — ein paar Personen knieten nieder, auch ich kniete nieder — wir gingen auf Gotteswegen. —

Und unter dem einst purpurnen Traghimmel wandelte in einem silbernen Stern, in saubere weiße Linnen gehüllt, das bißchen Gottesgegenwart, das Heiligste der greifbaren und ungreifbaren Dinge und Wesen auf Erden. Es war wie ein Zug eines vertriebenen Königs und eines letzten Herrschers seines Geschlechts — denn der Rest des Purpurs und

der Rest einer Vergoldung zeugte davon, auch war das Gefolge sehr gering. 

Als wir so ein kleines Stück Wegs gegangen waren, kamen wir in einen sehr niedrigen Hausflur, wo eine Frau aus dem Volke von einer trotz ihrem Alter kräftigen Statur uns entgegentrat und niederkniete — sie wischte sich mit dem bis zum Ellbogen entblößten Arm die Tränen und bückte sich, um uns in eine Kammer zu folgen, die man eher einen Keller nennen konnte, obgleich es dort sehr reinlich war. Ich erkannte sofort die Wohnung des städtischen Lumpensammlers, des Vaters jenes Bürschleins, das ich vor kurzem mit dem allzu großen Haken und dem die Kräfte seines Alters übersteigenden Korbe getroffen hatte.

Nachdem Gott geehrt und die Litanei zu Ende gebetet war, fand das Sakrament der letzten Ölung statt. — Ich näherte mich dem Bette des Kranken, der Gott zuliebe zu zweifeln begonnen hatte, denn er dachte noch aufstehen zu können; ich sah, daß er sprechen wollte, aber da ihn die Kräfte verließen, lächelte er mir zu und schlief ein. — Seine Frau folgte mir hinaus, und als ich etwas über ein Almosen fallen ließ, meinte sie, daß ihr Gewerbe gewiß ziemlich niedrig sei, daß es ihnen aber bei Gesundheit und Fleiß vollständig genüge. Es war mir unangenehm, daß man mir zuvorgekommen war, obgleich ich das mit dem Almosen geschickt eingefädelt hatte. Ich überlegte einen Augenblick.

Und das in der vergangenen Nacht gefundene Armband aus der Tasche ziehend, sagte ich: „Da! Ihr Mann, wenn er gesund gewesen wäre, hätte heute früh dieses goldene Ding gefunden. Forschen Sie nach in der Stadt, wem es gehören könnte, und liefern Sie es ab.“ Darauf verabschiedete ich mich.

Aber woran dachte ich! Gott weiß, woran! und meine Füße trugen mich über das Pflaster, das hie und da die

 Strahlen der den Wolken entsteigenden Morgensonne vergoldeten. Nach und nach fand ich dann die Stelle, von der ab ich dem Priester gefolgt war. Nun ging ich meines Weges weiter.

Zu meiner Rechten lag ein Garten und ein Fußsteg, der mit glatten Steinen ausgelegt war, lief am Gitter dieses Gartens entlang und hörte an einer kleinen Pforte auf; als ich diese Stelle erreicht hatte, hörte ich den lieben Freund meinen Namen rufen und wandte mich freudig um!

Er stand in seinem Morgenanzug an der Pforte, und es schien, als ob er auf der Rückkehr von einem Spaziergang im Garten zurück ins Haus frühstücken wollte; in der Hand hielt er beschriebene Zettelchen, denn er war ein Dichter.

Ich folgte ihm zum Frühstück und segnete das Land, wo es schon zu dieser Jahreszeit so schön war. Ich erklärte ihm, warum er mich schon früh morgens in einem Ballanzug sehe, und fügte hinzu, daß er nicht minder früh wach wäre. — Er aber zeigte mir seine Zettelchen, schöne Worte über das Morgenrot einflechtend, und ließ dann ein paar traurige Worte darüber fallen, daß ihn der Schlaf fliehe — darauf sagte er — „du bist kein Dichter, kannst es also nicht wissen,“ ich aber trank meinen Tee und sprach: „Ist man ein Dichter, oder wird man es zuweilen?“ —

Da begann er, mir seltsam schöne Gedichte zu lesen, auf die ich berauscht lauschte, desto mehr, da sie von der Liebe einer flatterhaften Frau handelten, als er aber wahres Entzücken in meinen Augen bemerkte, zerknitterte er die Zettelchen und wollte schon etwas sagen — als einer seiner Diener in reicher Leibtracht hereintrat.

Und als der Diener wieder gegangen war, wies der Dichter auf die Zettelchen, die er auf einen Sessel geworfen hatte, und rief mit einer heiser klingenden Stimme: „Eulalia!“

Bald wußte ich, daß jener Edgar, aus dem Geschlechte derer mit dem Pfeil im Wappen, seine Hochzeitsgeschenke bereits gesandt hatte und goldene Fesseln auf sich nehmen sollte.

Als ich das hörte, sagte ich alles, ohne etwas zu verschweigen. Ich teilte ihm sogar mit, welcher Lumpensammler heute eine solche goldene Fessel gefunden hatte, mein Freund aber sprang von seinem Sitz auf und mit der Gebärde eines Hamlets rief er aus: „Mit Gold werde ich ihn überschütten!“ — Ich aber ging hinaus. —

## III

Und als viele, viele Tage vergangen waren, dachte ich wieder einmal an jene Nacht, jenen Morgen und an die Personen, denen jene Nacht und jener Morgen als Hintergrund gedient hatten. Es war, wie gesagt, viel Zeit verflossen, und ich hatte lange niemanden gesehen, da ich krank war.

Und als ich mich schon etwas besser fühlte, besuchte mich mein ernster Freund und erzählte Verschiedenes, worauf ich zuhörend lauschte.

Es war aber Fastenzeit, während der nicht getanzt wird, während der die Priester in den Kirchen predigen und viele schwarzgekleidete Damen umhergehen, um für die Armen zu sammeln. Solche Damen waren auch bei mir gewesen, vor der Ankunft meines Freundes.

Und als wir uns unterhielten und die Absicht be-

 sprachen, die Predigt eines berühmten Predigers zu hören, dessen Stimme allabendlich in einer Kirche erklang und manch ehrliche Erbauung gab, malte ich mir in Gedanken aus, daß ich mich dort unter eine gotische Säule stellen würde, und es erschien vor meinen Augen jene Säule mit den überquellenden Blumenskulpturen, die an das Sakramenten-Häuschen in Nürnberg, jene Litanei des Schluchzens erinnert — so daß ich schon im voraus gerührt war bei der Erinnerung an so viel Schönheit — da wurde plötzlich die Tür geräuschvoll aufgerissen, der Poet stürzte herein und warf sich an meine Brust mit dem Ruf: „die Vorbedeutung — die Vorbedeutung!" —

Dann sagte er noch: „Edgar hat einen Korb bekommen; wenn das Hochzeitsgeschenk verloren geht, geht es nicht umsonst verloren!"

Ich hörte schweigend zu, und mein ernster Freund, den der Dichter gar nicht beachtet hatte, schwieg ebenfalls.

„Vorbedeutung — Vorbedeutung," wiederholte jener — „wer weiß, welchen Zielen eines Dramas die Flatterhaftigkeit einer Frau dienen kann?"

Und er fügte noch sehr laut hinzu: „Ist denn aber eine Flatterhaftigkeit, die durch eine reife Frucht ihre Blüte ersetzt, noch Flatterhaftigkeit?" — und immer weniger begreiflich rief er durcheinander: „Flatterhaftigkeit! Koketterie! Eulalia!" — Diese Worte waren noch nicht zu Ende gesprochen, da trat sie herein.

Sie kam sehr leise und in einem schwarzseidenen Kleide, das sich in vereinzelte breite Falten legte, und ein gewisser Bankier — ein sehr ehrenwerter Mann — begleitete die Dame, ein silbernes Tablett in der Hand haltend.

Ich stand also auf, nahm ein Silberstück und legte es aufs Tablett — auch meine Gäste taten desgleichen.

Aber Edgar war nicht bei der Almosen sammelnden Frau — es wurde nämlich die Nachricht verbreitet, daß er aus Zorn ins Kloster gegangen sei!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dann begaben wir uns alle zur Predigt — und diese war: Von den Heiligen Sakramenten im allgemeinen.

— P. S. — Eulalia hat den Bankier geheiratet. Sie sind beide glücklich. —

---



*Cyprian Norwid — Selbstbildnis.*

# Eine Handvoll Sand.

(Legende)

Der Erinnerung
an den Obersten Konstantin Pomian Linowski

gewidmet,

der — im Jahre 1807 im Vaterlande geboren — seit 1830 für seine Heimat und fern von ihr lebte — und 1858 in Paris starb.

I

inst, da ich traurig war und fühlte, daß meine Trauer mir nicht gehöre, ging ich hinaus aus der großen Stadt, unter schwarze Cypressenbäume, auf einen Friedhof:

II

Und ich sagte mir — „so will ich an den Rand des neuesten Grabes treten, aber fragen werde ich nicht, wer darin ruhen soll, damit meine Trauer nicht einem von jenen gelte, die man tröstet oder beweint. Eine Trauer sollte es sein, die man als Mensch für den Menschen empfindet."

III

Also überlegend, fand ich mich am Rande einer tiefen Grube, und der ergraute Totengräber warf aus ihr Sand einem andern zu, der höher, neben mir stand. — Zwischen den schwarzen Ästen einiger Cypressenbäume war die untergehende Sonne zu sehen und die Türme einer fernen Stadt am Horizont.

IV

Über Vergängliches grübelnd, wollte ich diesen Arbeitern des Todes keinerlei Frage stellen, aber ich verneigte mich, sprach ein Gebet, und eine Handvoll Sand ergreifend, sagte ich zu mir: „Du wirst damit den ersten traurigen Brief bestreuen, den du an deinen Nächsten schreibst." —

V

Und als ich in meine Stube zurückkehrte, war es wohl eine Stunde vor Mitternacht; ich schüttete also den Sand in den gläsernen Kelch einer Sanduhr, die leer neben meiner brennenden Lampe stand, und setzte mich hin, auszuruhen.

VI

Und da, als diese Uhr die Flut der eilenden Augenblicke mit dem Fallen ihres Sandes zu messen begann, hörte ich etwas, wie Wortgeflüster in römischer Sprache: „Sit — tibi — terra — levis.“

VII

Und dieser Sand redete mit seinem Geflüster: „Es sind schon eintausendachthundertundzwanzig Jahre verflossen seit der Zeit, als man hier ein Grab für die Asche eines Verbannten grub. Er war der Führer einer römischen Legion in seinem Vaterlande.“ —

VIII

„Und hatte sich dem Willen dessen widersetzt, der in seinem Zorn sprach: ‚Ich wollte, das ganze römische Volk hätte einen Kopf, damit ich diesen Kopf unter die Schneide meines Schwertes legte!‘“

IX

Ich zählte die Jahre nach und vergewisserte mich, daß

hier die Rede von Cajus Caligula war. Der Sand aber 
flüsterte ununterbrochen aus dem Fallen der Staubatome und verkündete:

X

„— Jener römische Verbannte besuchte in den ersten Jahren seiner Einsamkeit auf gallischem Boden die Stadt Lutetia, die man heute Paris nennt, und im Hafen stehend, betrachtete er gern die Leinwandsegel der einkehrenden Schiffe und spähte, ob nicht fern vom Mittelmeere das dreieckige latinische auftauchen würde?“ —

XI

„Er hat sich später ein Haus gebaut, das römischen Senatorenhäusern ähnlich war, und am Eingang mit seinem nach Sklavenart rasierten Kopf sitzend, pflegte er Phädon zu lesen, oder verteilte Almosen, mit der Rechten gen Mittag weisend, wie einer, dem beim Erteilen der Befehle die Erinnerung überkommt, daß er ein Sklave ist — oder einer, der nicht weiß, was billiger wäre: zu fluchen oder zu segnen.“ —

XII

„Und es geschah, daß man ihn so mit der ausgestreckten Hand, die durch die Leere der Luft nach dem großen Rom wies, wie eine Bildsäule, am Eingang seines Hauses stehen sah — und der vorbeieilende Wanderer oder der dürftige Druide griffen nach dem Almosen, das aus dieser Hand fiel.“ —

## XIII

„Doch in den folgenden Jahren, als die Geschichte ihre Marmortafeln der Nichtswürdigkeit überlassen hatte, verstummte dieser römische Verbannte ganz. Nur einmal rief er noch: ‚Niederträchtige,‘ trank das Gift aus und hinterließ eine zertrümmerte Trinkschale, geöffnete Türen und das Haus voll großer Unordnung.“

## XIV

„Das ist nun jetzt eintausendachthundertundzwanzig Jahre her“ — flüsterte es aus dem Sande — „man hat hier die Asche dieses Verbannten begraben, und nach römischer Sitte, damit keine Erinnerung die Lebenden betrübe, hat man alles ins Grab gelegt, was er sein eigen nannte, so lange er lebte. Und alles, was er im Leben berührt hatte, legte man zu ihm ins Grab.“

## XV

„Selbst die zerschlagene Trinkschale legte man hinein, aus der er das Gift getrunken hatte, und den Ring der römischen Ritterwürde und Manuskripte, die er einst zu lesen pflegte, damit nicht selbst der Schatten einer Erinnerung je eine Stirne streife. — Und das große Schluchzen der Klagefrauen, Wehgeschrei und Gejammer, die wie Flüche klangen, begleiteten die Begräbnisfeier bis ans Ende.“

## XVI

„Aber eine Aufschrift hatte man dort nicht angebracht, die an den Lebenslauf des Verstorbenen erinnerte, auch

keine Familienwappen, damit hier nie ein römischer Konsul straucheln könnte, und daß es dem edlen Geschlecht nicht zur Schande gereiche.“ — 

Und mit diesen Worten folgte das Flüstern des Sandes dem letzten Sandkorn, das aus dem oben entleerten Kelch der Uhr hinabglitt, und es war mir, als ob ich noch jene einleitenden Worte in der Sprache Roms hörte: Sit — tibi — terra — levis. —

---

I

Was wirst du also mit dieser Handvoll Sandes tun? dachte ich, und warum hast du ihn der Erde entrissen? Ist es nicht besser, diese Erde gar nicht erst zu betreten, damit sich das Leid nicht noch durch unsere Fußtapfen vermehre? — Kann ich denn einen feuchten Brief mit dieser verzweiflungvollen Nichtigkeit bestreuen? Oder soll ich sie in alle Winde fliegen lassen, daß sie die zwitschernden Vöglein in ihren entbehrungreichen Pilgerfahrten betrüge — indem sie sagt, „hier ist für euch Brot,“ während sie doch nur eine Ironie der Vorsehung wäre!

II

Vielleicht werde ich mit dieser Handvoll Erde den Fußboden einer Kirche bestreuen, damit sie die Schuhe der heiligen Jungfrauen wegtragen, — der Jungfrauen, die reiner sind als Tauben, — und der Kirchendiener wird mich gleichzeitig belehren, daß ich eine unziemliche Tat begangen habe. — Fürwahr, traurig ist diese Welt bis an den Tod!

III

Und indem ich über solches nachdachte, kehrte ich die Sanduhr auf ein Uhr nach Mitternacht. Und als sie die Flut der eilenden Augenblicke mit dem Fall des Sandes zu messen begann, hörte ich wieder, wie ein Gemurmel und Geflüster von Worten einer mir gut bekannten Sprache. Sie schienen zu sagen: „Pax vobiscum — Friede, Friede — wohne bei euch.“ —

IV

Und jener Sand sprach mit seinen Flüsterworten: — „Wundere dich nicht. — Der Erlöser hat mit seinem Finger auf Sand geschrieben, und dir ist es unangenehm, daß ich verborgene Sachen erzählen kann. — Liest du denn vielleicht nicht aus Buchstaben Worte, die vor tausend Jahren geschrieben wurden, für die Tausende ihr Blut vergossen hatten?“

V

„Bist du wie ein Neugeborener, der noch nicht weiß, wodurch sich der Mensch vom Tier unterscheidet, aber ein Erinnern der ehemaligen Ähnlichkeit mit den Engeln hat? Er lächelt seiner Mutter zu, ohne etwas zu sagen — und ist schön in seiner Unwissenheit, aber man kann ihn nicht allein lassen.“

VI

„— Wisse, daß durch Überlieferung sich der Mensch in seiner Würde von den Tieren des Feldes unterscheidet.

Wer sich aber vom Gewissen der Geschichte losgerissen hat, verwildert auf einer entfernten Insel und wird allmählich zum Tiere.“ 

VII

„Und jene, die nie einen Schmerz, nie ein Leid geteilt haben, die den Nachlaß vergangener Leben nicht antraten, verbannen sich selbst zu neuen Geschlechtern, welche der siegreichen Wahrheit fern sind.“ —

VIII

„So geschieht es denn, daß man ihnen von neuem Propheten und von neuem Apostel senden muß, ihren Messern zum Opfer, damit sie auf die alten Pfade zurückkehren.“

IX

Meide lieber die gerechte Trauer nicht und glaube nicht, daß gerechte Trauer dich verletzen könnte, — und wisse, daß du mich aus einem neuen Grabe genommen hast, in dem jetzt ein christlicher Verbannter zur Ruhe gelegt wurde.“

X

„Er hat viele Jahre für sein Vaterland und als Bürger gelitten: denn er mußte untätig sein — auch als Ritter: denn sein Panzer wurde in ein Büßerkleid verwandelt — und als Herr: denn er war von seinem Besitztum entfernt — und als Vater, als Bruder und jeglicher geselliger Mensch.“

XI

„Aber eben darum harrte er bei der unsichtbaren Fahne aus, die das Gewissen der Weltgeschichte ist — und es wurde ihm ein Bruder an Stelle des Bruders und eine Schwester an Stelle der Schwester gegeben, als er durch lange, stille Schmerzen schöner wurde, und sein Antlitz den Ausdruck apostolischer Klarheit empfing.“

XII

„So hat er denn auch keine zweideutige Erinnerung hinterlassen, die andere täuschen könnte: — er war ein Ritter. Er starb auch nicht, ohne vorerst Hände vereint zu haben, welche Zanksucht auseinanderreißen konnte, denn er war der Sohn des Friedens.“

XIII

„Suche ihn lieber nicht unter den Toten, aber sage den Lebendigen eine Wahrheit, und sein Grab wird ihnen wie ein Grenzpfahl jener unsichtbaren Stadt sein, die von Menschencharakteren gehütet wird.“

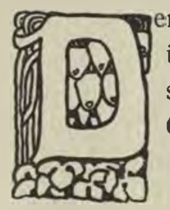
XIV

Und mit diesen Flüsterworten erreichte der Sand wieder seine Stunde, und ich hörte noch sein Raunen — „Pax — vobiscum — Friede — Friede wohne bei euch — Amen“.

---

# Die letzte der Fabeln.

# I



er freie Hauch, der überall war und überall ist, wo Leben entstand und entsteht, spricht also zum angehaltenen Gedanken:

Glaubt und traut nicht, wenn man auch lehrt, die Fabel sei eine absichtlich geschaffene literarische Kunstform, um heikle Wahrheiten unter einer geistreichen Gestalt glatter hindurchzuschmuggeln. Solch erfinderisches Arbeiten begann verhältnismäßig sehr spät, ein solches literarisches Fabeldichten erscheint erst nach Ablauf einer ganzen geschichtlichen Epoche, nämlich im alexandrinischen Zeitalter. Der Mensch hat sich das nicht von selbst ausgesonnen, daß Tiere und andere Geschöpfe sprechen, sich unterhalten, daß diese Sprache Gedanken vermittelte, daß sie wirklich bestand und im Gebrauch war. Geradeso war es ja in Wirklichkeit; also erst nachdem die Epoche dieses Umganges mit der Natur ihren Abschluß gefunden hatte und in die Ferne rückte, entstand die Fabel. Auf ähnliche Weise hatten die zerstückelten Rhapsodien, die hie und da vereinzelt gesungen wurden, das ganze Epos erhalten.

Was ist die Bedingung einer Unterredung? — Die Gleichheit der Lage, die Sprache und das Wahrheitgefühl. Die Gleichheit der Lage bei Menschen, Tieren und anderen Geschöpfen war, wenn auch im verschiedenen Maße, stets vorhanden und ist es vielleicht heute noch. Die Sprachen, obgleich sie sich so sehr voneinander entfernt haben, daß ein vernünftiger (sic!) Mensch den Tieren und

 anderen Geschöpfen die Fähigkeit zu reden abspricht, bestehen. Diese Tiersprachen übertreffen vielleicht, trotz ihrer vollständigen Vernachlässigung, manch einen endgültig rückständig gebliebenen Dialekt der Papuasprache. Was aber das Wahrheitgefühl anbetrifft, so glaube ich, daß man nicht nur etwas, sondern sogar sehr diese Eigenschaft der Wahrheit vergißt, daß jedwedes Lebewesen im größeren oder geringeren Maße ein Gefühl für Wahrheit besitzt. Man versuche es nur, sich böse zu stellen und einem Hund zum Spaß mit dem Stock zu drohen. Wie wird er da unterscheiden und mißtrauen! Wie anders aber nimmt er es auf, wenn man ihn im Ernst nur berührt. Den Hund erwähne ich hier nicht als Ausnahme, sondern darum, weil an ihm unsere Annahme am deutlichsten zu veranschaulichen ist. Aber das kleinste Käferchen sogar wird ganz anders die Berührung eines vom Winde geschaukelten Zweiges aufnehmen, wie die eines durch Menschenwillen gelenkten. Das grüne Feldspinnlein, wenn es sich anschickt, auf einem über das Wasser gespannten Faden das entgegengesetzte Flußufer zu erreichen, nimmt den Windhauch, der es seinen Wünschen gemäß trägt, als etwas im voraus Erwartetes; es würde sich jedoch sofort zurückziehen, wenn Menschenwillen und Menschenatem den gleichen Lufthauch erzeugt hätten. Das Wahrheitempfinden ist bei den Pflanzen weniger klar. Die Sinnpflanze reagiert fast ebenso auf eine absichtliche Berührung wie auf eine unabsichtliche.

Da also eine Gleichheit der Lage bei allen Lebewesen bestand und besteht, da die Sprache war und ist, und da das Wahrheitempfinden lebte und lebt, — sind auch die drei Hauptbedingungen für eine Unterredung und Verständigung vorhanden. Mensch und Tiere haben also, wie gesagt, sich miteinander unterhalten. Der gewaltige

Elefant dient auch heute noch nur unter dieser Bedingung dem Menschen. Einen eisernen Zaum gibt es für ihn nicht, denn wie leicht könnte sich auch ein Zaum als zu schwach erweisen. Es muß also zu einem stärkeren Mittel gegriffen werden, und zwar zur entsprechenden Anwendung von tönenden Silben und zur gegenseitigen Verständigung. 

— — also sprach zum angehaltenen Gedanken der freie Hauch, der alles kennt, weil er überall dabei war und ist, wo Leben entsteht. Und er fügte noch hinzu . . .

Seit wann denn aber und wie entstand zwischen Mensch und Tier diese Entfremdung, die heute zwei besondere Lager geschaffen hat? . . . . Wohl seit jener Zeit, da der Mensch sich selber nur in der Schöpfung suchte, ohne auf andere Gesichtspunkte zu achten. Ein arabisches Pferd kennt keine andere Annäherung eines Menschen, als den Besuch. Es handelt sich dort nämlich immer um ein Kommen zueinander, ein Sich-untereinander-verständigen. Ein arabisches Pferd nimmt sogar an der gegenseitigen Höflichkeit teil, denn wenn es gut gelaunt ist, will es, daß man ihm zu seinem eigenen Vergnügen ein paarmal aus der Pistole an den Ohren vorbeiknallt, was doch nicht die Folge eines tierischen Bedürfnisses ist. . . . . Ein Mensch indessen, der sich ein Pferd zum Ziehen von stein- oder tonnenbeladenen Lastwagen kaufen will, wird, wenn man es ihm vorführt und es vor seinen Augen möglichst vorteilhaft hinstellt, auf den ersten

 Blick die Kraft der Maschine zu erkennen suchen, die Breite der Brust, die Strammheit der Beine berechnen, und dann erst, nach der Prüfung des Materials, das Tier sehen, nie vielleicht die Kreatur! . . . . — Die Entfremdung zwischen diesem Menschen und jenem Tier wird freilich so vollkommen sein, wie die Vertrautheit eines anderen mit dem oben erwähnten arabischen Pferde. Durch dieses Verhalten also und auf diesem Wege entstand die Entfremdung des Menschen und der Kreatur. Das Tier wandelte seitdem nicht auf eigenen Wegen, wie der freiere Vogel, der seinen Interessen entsprechende Straßen und Fluggebiete hatte; es floh seitdem, und die Pfade, die es durcheilte, sind Pfade der Flucht. Also hörte eine der drei Bedingungen einer Verständigung der Geschöpfe — die Gleichheit der Lage — auf zu bestehen. — Danach begann sich die Tiersprache von den lautlichen Annäherungen an die menschliche zu entfernen.

Erst dann, nachdem ein solcher Zeitabschnitt sich seinem Abschluß näherte und dadurch zurücktrat, versuchte man einerseits mindestens seine dogmatische Fortsetzung zu erhalten, indem man hie und da heilige Haine ausschied, die für Axtschläge unantastbar waren, und indem man gleich Bäumen heilige Tiere und Vögel in den Höfen der Tempel pflegte. Andererseits begann sich aus der Überlieferung des ehemaligen dramatischen Verhältnisses die Fabel zu gestalten. Diese beiden Richtungen mußten sich, obgleich sie derselben Quelle entsprungen waren, stark befeindet haben, denn die Fabel verallgemeinerte offenkundig das, was andere zu etwas Ausschließlichem, Geheimnisvollem gestempelt hatten. Es waren gerade entgegengesetzte Mächte, wenn es zu einem Kampf kam. Daran geht Aesop, der halb-mythische Urheber der Fabel, zugrunde. Und er stirbt einen Tod, aus dem sich die erregte Menge oft ein

Vergnügen machte, denn das Hinabstoßen von einem Felsen 
in den Abgrund war ein Hinauswerfen eines Menschen aus dem Bereich der Gesellschaft, und der tarpejische Felsen ist keinesfalls ein römisches Ausnahmerecht. — „Ein Bauersmann, der ein Gottesbild fortschaffte (also erzählte Aesop), befestigte es auf dem Rücken eines Esels. Als man dieses grüßte und mit Weihrauch umgab, wurde der Esel hochmütig und fing an auszuschlagen. Er wird vom Bauersmann durchgeprügelt, damit das Verhältnis der Gottheit, des Menschen und des Tieres offenbar werde.“ Eine solche Fabel sicherte dem Verfasser, zu einer Zeit, da sich um diese Fragen und Zweifel die Gemüter leidenschaftlich erregten, gewiß keine heitere Ruhe und war eine schlimmere Sache, als wir es uns heute gewöhnlich vorstellen! Aber gerade sie zeigt deutlicher als jegliche andere Aesops Werk und Wirken.

— — — Zum angehaltenen Gedanken wollte augenscheinlich der freie Hauch noch etwas sagen . . . es kam aber ein Engel geflogen, und da er viel rascher ist, beeilte sich der freie Hauch, dem Spiel seiner Engelsflügel zu folgen. —

## II

Der Engel schwebte über dem Dorfe, das aus dem üppigen Grün vieler Bäume mit seinen Häuserfenstern hervorlugte. Mittagszeit war's; auf den noch nicht ganz abgemähten

 Erntefeldern ruhten hie und da im bläulichen Schatten der Garben die Schnitter. Alle Bewegung stockte; selbst ein des Weges kommender Bettler blieb stehen und legte sich abseits zur Ruhe. Auf dem ganzen Umkreis des Himmels hing nur eine einzige weiße, kleine Wolke.

Kreisend . . . kreisend erhob sich der Engel; . . . ein Lied entströmte ihm und füllte den Umkreis:

„Eilt! ihr leichten, zierlichen, hellen Schmetterlinge und ihr, winzige Flieglein, die ihr wie goldene Funken seid! und ihr, frohe Vögelchen, und ihr, flinke Tierchen in Feld und Wald. . . . Die ganze kleine Welt, die wie eine Sammlung von Spielsachen für einen Vollkommeneren ist, möge sich heute sputen, denn siehe, vor wenigen Tagen ist das schönste aller Geschöpfe, der Mensch, zur Welt gekommen!

„Die Taufe wird er heut' empfangen, — jetzt aber schläft er in weiße Windeln gewickelt und eingebettet im saphirblauen Halbdunkel seidener Vorhänge — schön — ohne Verstellung, offen und voll Dankbarkeit. Dort, hinter diesem Fenster, das weiße Rosen im ausgelassenen Efeuspiel umranken, wohnt der Neugeborene . . .

„Und wer zweifeln sollte, daß das Kind der Menschen das schönste aller Geschöpfe ist, der möge es im Hause unseres Vaters — in der Kirche betrachten . . . Was kann anmutiger sein in jeder Bewegung, in jeder Gebärde des sich Umschauens nach dem Allgegenwärtigen, als ein Kind, das die Andacht seiner Unschuld verrichtet? . . . Es sucht nicht die Menge mit den Augen, nicht nach dem Glanz des priesterlichen Ornats streckt es seine Händchen aus — und nicht nach brennenden Kerzen — nein. Es spricht sein Gebet, so wie es ihm eingehaucht wurde, und fürwahr, die unsichtbare Hand Gottes streichelt es.

„Darum verkünde ich euch voll von Seligkeit, ein Gesegneter mehr, ein Schöner mehr ist geboren worden“ . . . 

Als der Engel also sein Lied schloß, trat ein sehr kurzer Augenblick tiefen Schweigens ein, wonach, wie das Tönen einer güldenen Saite, die Worte der winzigen goldigen Fliegleín, der regenbogenfarbenen Insekten und der mit prächtigem Farbenstaub umkleideten Schmetterlinge erklangen:

Schön — schön — schön! ist das Kind der Menschen, und bald werden wir es bewundern können, — auf den Wiesen, wenn es rosig wie die Morgenröte mit wehenden goldenen Haaren bis an den Gürtel in Blumen watet. Wohin seine Hand, die eine verräterische Nebelgaze trägt, winken wird, werden Schmetterlinge gefangen, die allzu vertrauensvoll an Blumen saugen, werden goldene Flieglein mit gläsernen Flügeln ergriffen und regenbogenfarbene Insekten . . . Und dann wird es ihnen lächelnd die Nacken mit Stecknadeln durchbohren und wird seinen ganzen Hut und seine Schachteln mit Durchbohrten und Angenagelten schmücken. Sie werden sich auf ihren metallenen Pfählen winden, werden sich auf ihre krampfhaft gereckten Beine stützen mit ächzenden Seufzern, die das fette Menschenohr nicht hören wird, wenn er sich nach seiner Jagd, so wie er stand, aufs Lager werfen wird, um tief einzuschlummern, noch anmutiger in seiner schönen Nachlässigkeit . . .

„Und die Mutter wird kommen, wird das Kind betrachten, sich entzücken — wird ihm mit zartem Finger eine Locke aus dem Gesicht streichen — mit einem duftenden Tuch die Stirn trocknen. Der Lehrer wird den Erwachten loben, daß er sich so viel lohnende Mühe gegeben — aber

 er wird nicht daraus und niemand wird daraus etwas lernen können! . . . . Nur das Menschen-Bürschlein wird sein künftiges Handwerk versuchen, und dieses ist: alles mit Hinterlist zu ergreifen, zu ermorden, zu berauben und für sich selbst nutzbar zu machen!“

„Dieses eine hat er alltäglich von früh bis spät der ganzen Kreatur gegenüber durch alle Jahrhunderte getan!“ . . — So ergänzte das Echo mit seinem Klang die Worte der kleinen Flieglein, der regenbogenfarbenen Käfer und der Schmetterlinge.

„Und doch ist er schön, und schön ist seine Mutter und seine ältere Schwester“ . . . — begannen die leichten, lieben, freien Vöglein zu zwitschern — „aber hütet eure Flügel, in denen vielleicht ein paar bunte Federn glänzen, — denn man wird euch ränkevoll in Netze fangen und eure Flügel abhacken, um sie wirkungsvoll über euren ausgetrockneten Gerippen zu befestigen, an Hüten und im Haar. Die Frauen sind schöner als alle Vögel, aber man hat sie nicht gelehrt, die eigne Schönheit zu entwickeln, sondern fremde Schönheit zu stehlen und auf sich zu nehmen! Hütet euch also . . .“

Das Eichhörnchen im Baum, rotgolden im goldigen Sonnenstrahl, als es diese Mahnung hörte, vor dem menschlichen Tun auf der Hut zu sein, rutschte etwas tiefer am Baumstamm entlang und begann bescheiden seine Rede:

„Es wird gesagt, daß wir die Menschen belustigen und erfreuen könnten, da wir die verkörperte Kurzweil, das verkörperte Spiel der Wälder sind, denn nichts vereint die Bäume so miteinander, wie ein einziger, gewöhnlicher und ungezwungener Sprung von unsereinem . . . Aber der Mensch hat mehr Wohlwollen für Geschicklichkeit und Spiel, als Achtung vor Arbeit und Mühe. Hütet euch vor ihm, wenn-

gleich er schön und stolz ist! . . . Denn wenn wir mit mühsamem Fleiß unseren Eßvorrat für die Winterzeit gesammelt haben, im hohlen Baumstamm Nuß an Nuß gehäuft, alles aufs sorgfältigste in Moos eingehüllt — wird der Scharfsinnige und Schöne das bald auskundschaften und alles wegnehmen, obgleich es ihm ein Spiel von Essen ist, und er eine solche Speise gar nicht nötig hat . . . Und noch mit seinem eigenen Bruder wird er sich um eine einzige Nuß zanken und prügeln und wird seiner Schwester nicht eine überflüssige gönnen! . . . Denn er muß sich in seinem Herzen üben im Handwerk des Schinders und Tyrannen und Tyrannensohns in alle Ewigkeiten.“ 

„Das ganze Essen für den Winter zu verlieren ist eine schwere Sache“ . . . schloß ein im Schatten verborgener kleiner Vogel seinen sehnsüchtig-süßen Gesang — „uns aber sticht der erfinderische Mensch die Augen mit einer Nadel aus, damit wir, in ewige Dunkelheit verstoßen, schöner singen . . .“

„Ich sah ihn, wie ihn seine Mutter badete, und weiß, daß er von schönem Wuchs ist,“ — erklang aus den Glasfluten des Baches die Stimme des schillernden Fischleins, — „seine Stirn hält er stets erhoben, so daß sogar der riesige Walfisch bei den Linien dieser Kinderstirn flach und niedrig erscheint. Fürwahr, er ist klug, denn mit dem durchsichtigen Haarstreifen versteht er den Streifen des flutenden Wassers vorzutäuschen. Er kann auch einen Eisenhaken zurechtmachen und einen Wurm oder den Schein eines Wurmes daran am Haken befestigen, damit ein vorbeischwimmendes hungriges Fischlein zu Grunde geht, wenn es den tückischen Tod verschluckt.“ —

Da rief ein am Bachufer das schimmernde Gras wiederkäuender kleiner, schöner Stier mit glattem, glänzendem Haar, der einem seltenen Apis ähnelte:

„Der stets opferwillige Onkel Ochs, der für die Menschen arbeitet, warnt, daß man dem Menschen selbst dann nicht trauen soll, wenn er seine weiße Hand ausstreckt, um zu streicheln! Denn er lernt mit den Fingern zu suchen, wieviel Fleisch und wieviel Fett hinzugewachsen ist. — Er wird in den Fleischbänken die weißen, fetten Leichen aufhängen und wird sich damit erfreuen, in die Haut und ins Fleisch verschiedene Muster hineinzuschneiden, und sie mit grünen Blättern schmücken. An diesen Leichen vorbei wird er dann das für die Schlachtbank verkaufte, irr umherblickende Vieh treiben.

„Denn sein ganzes Trachten seit undenklichen Zeiten ist und war, von früh bis spät sich einzig damit zu befassen, wie er alles hinterlistig ergreifen, morden rauben und aufessen, ... aufessen ... soll, und alles, was nur möglich ist, stehlen, sich damit behängen und sich alles zuerkennen. Der Sohn, Enkel und Urenkel der Henker hat nie etwas anderes der Kreatur gegenüber empfunden!"

„Er wird den altersschwachen Ochsen, der nicht mehr rasch genug für ihn im Felde pflügen kann, vorsorgend mästen und aufessen — und seine Haut wird er sich beeilen zu einem Schuh zu verwenden, um seinen Fuß vor Schaden zu behüten. Das Fleisch wird er verschlingen — und die Knochen zersägen, um daraus jene Spielsachen zu machen, die sich zu einem angenehmen Spiel nach dem Essen eignen. — Aus einem von seinen Hörnern wird er den goldenen Honig schlürfen und ins andere wird er blasen! Und es wird unmöglich sein, auch nur eine schattenhafte Spur zu finden, daß da ein Ochs gelebt hat ..."

„Ebenso ist das Verderben, das der Mensch dem Geschlechte der Schafe bringt!" ... — stönte zum Schluß das wollige weiße Lamm hervor, das so rein war, wie eine Wolke. — „Denn obgleich das Schaf seine Wolle von selbst

abwirft und seine Milch hergibt, da es gern alles teilt, was es besitzt — wird der Mensch, der schon von Kind auf in Hinterlist, Ausnutzung und Gefräßigkeit sein Herz erhärtet hat, alles bis zum letzten Knorpel im Tiere zählen. Er wird ihm die Eingeweide herausholen und sie zu Saiten verarbeiten und verweben, um darauf schöne und tiefe Akkorde erklingen zu lassen — wahrscheinlich zu Ehren Gottes! . . .“ 

Traurigkeit erfüllte den Engel, aber er schwieg; kreisend, kreisend schwebte er über dem Erdental, hielt an — und lehnte seine Schläfe an die Wolke . . .

Und da die Sprache der Tiere mehr musikalisch als wörtlich ist, so steigerte sich durch die in Bewegung gesetzten Lüfte und die hinausgeschleuderten Klänge das Weheklagen des Liedes und war noch weithin vernehmbar und flutete weithin, wie eine Meereswoge, zu unsichtbaren Ufern. . . . . Da sprang der Bettler, der unweit in seinen Lumpen sich am Wege gelagert hatte, aus seinem Schlaf empor, der ihm noch auf den Lidern lastete, schüttelte seine Lumpen, wie eine dürre Pappel ihre Äste im Gewittersturm, und rief: „Dennoch hat dieser Mensch, der alles aufißt, vom Vogel hoch in den Lüften bis zum letzten kleinsten Pilzlein im Sande, der sich aus der ganzen Welt seine Mittagstafel gemacht hat, noch nie alle seine Mitmenschen ernähren können!“ . . Bei diesen Worten zog er aus einem Sack vertrocknete schwarze Brotrinden, tunkte sie in eine Pfütze am Wege und versuchte seinen Hunger zu stillen.

Der Engel am Himmel ließ seine Flügelfedern schnell über die Augen gleiten. Man konnte glauben, eine Träne

 wäre gefallen, denn wie an durchsichtigen Fensterscheiben entlang der durch Tau aufs Fenster geworfene Tropfen ungleichmäßig hinabgleitet und irisierend schillert, so leuchtete durch die Wolke hindurch, wie verirrt, eine winzige Helle, die einer Perle ähnelte . . . Traurig kreiste der Engel noch einmal im Fluge über den Häusern, die aus dem Grün der Bäume weiß hervorleuchteten, und flog dann davon . . .

Inzwischen erklang das einmal in die Lüfte hinausgeschleuderte Lied des Jammers und floß . . . floß, wie von langen, bebenden Wogen getragen, durch die Verneigung des Uferröhrichts, der üppigen Heideblumen gefördert, vielfältig im Klang und verschiedenfach begrüßt, bald stiller werdend, bald anwachsend, aber stets sich selber treu.

Und es erreichte eine Wildnis, wo der Auerochs lag und mit monumentalem Ernst Kräuter kaute. Dieser indische Ochs, dessen Haupt schwer war vom großen Wissen ehemaliger Dinge, hatte sich wohl etwas seit jenen Tagen verwandelt, da er vom Himalaya her mit den Littauern gekommen war, um die tiefen Urwälder, die jetzt mit jedem Tage zugänglicher wurden, sich zum Wohnsitz zu erwählen. Trotzdem blieb er das ernsteste lebende Denkmal der ersten Tage Europas.

Als die Welle des Weheklagens durch das Zittern der üppigen Pflanzen seine Brauen und sein Ohr erreicht hatte, begann er folgendes:

„Die Kreatur kennt noch nicht den vollständig gemäßigten Menschen: seine Energie frohlockt in ihm über sich selbst, sein Witz rast über seine eigene Macht. Vielleicht hat er noch nie gegessen — vielleicht hat er erst alles zerbissen und ausgesaugt? Deshalb kann er nicht alle seine Mitmenschen ernähren! ... Wenn er darin schwelgt, Tiere zu fressen und zu berauben, so kommt das wohl daher,

daß er sie auch vergessen hat oder nicht kennt, inmitten 
der vorsorglichen Gesetze ihrer Heimat. — Sein Vieh, das sind die Kinder und Enkel von Gefangenen, seine Bäume — noch nicht zu Ende gehackte Späne! — Er wird aber die letzte Grenze dieser Begierde finden, wenn er Aug' in Auge dem Denkmal der vorsorglichen Heimat aller Kreatur auf Erden begegnen wird — dem jungfräulichen Walde!

Er, das Kind der Nöte, des Elends und des Wahnsinns, nackt, ohne Schutz und hungrig, er, der Sohn der rauchgeschwärzten, muffigen Städte, des unfruchtbaren oder erschöpften Bodens und der verkrüppelten Bäume . . . . Er, der mit diesem seinem Elend Gesetze des Seins vorschreiben will! . . Wie sollte da nicht die Kreatur weheklagen?" . . — Und als der Auerochs dieses dem Lufthauch mitgeteilt hatte, dessen Welle über die zitternden Pflanzen hinaus in die Wildnis floß, ging schon die Sonne unter — und sie schwand, und es wurde Nacht.

Kreisend, kreisend flog der Engel durch die Lüfte, dann huschten seine Flügel gleichmäßig und geradeaus, wie ein langer Strahl. Beim Glanze des Mondes und der Sterne überflog er das breite, wie ein Himmel stille Meer. Das bleiche Frühlicht begann schon hie und da aus der saphirblauen Dämmerung zu schimmern, und lange felsige Ufer erhellten sich in einiger Entfernung, als der Engel immer noch die Geschwindigkeit seines Fluges zu verdoppeln schien, so daß er wohl, wenn wir uns nach Engelsart ausdrücken wollten, in wichtiger Geschäftslosigkeit war. Erst als die opalfarbenen, breiten Lichtscheine der Morgenröte die Landschaft ganz erleuchtet hatten, sah und unterschied

 man das Vorgebirge des Berges Libanon im Vaterlande der geheimnisvollen Dinge Gottes. Es war still in der Natur, und um so stiller, da es die Stille und die Stimmung einer sittlichen Sammlung der Seele war.

Es stand da eine Kapelle, die sich von selbst aus einer Einsiedelei bildete. Die Einsiedelei befand sich in einer Felsgrotte, die durch die Kräfte der Natur, der Kunst und des alltäglichen Gebrauches ausgemeißelt war. — Vor dem Altar stand ein Einsiedler, ganz in die begonnene Andacht vertieft, während ihn ein anderer bei der heiligen Handlung bediente. Außerdem war da nur noch eine einfache Bank und ein zugeklapptes Buch darauf, sonst nichts.

Der Engel ließ sich auf die Schwelle der offenstehenden Kapelle nieder — es waren keine Türen da — und als er sich in den Fortgang des Gebetes versenkte, sah man, daß er erst jetzt ausruhte. Seine Augen freuten sich sichtbar über den Anblick, wenn auch nur zweier Menschen, auf deren Leben, Besitz und Sitten kein Fleck von irgendeiner Gewalttat oder Ungerechtigkeit war, weder gegen den Mitmenschen und die Menschheit, noch gegen die Kreatur! . . .

Darum also flog er so schnell und aus solchen Fernen.

Darum also mußte man eine so weite Reise zurücklegen und so eifrig suchen!

Der Priester am Altar wandte sich um und sagte: „Orate, Fratres" . . .

Niemand war da als der Engel. Nur zwei Löwen kamen langsam an der Schwelle vorbei, streiften mit ihren Hüften die steinerne Türfütterung am Eingang und entfernten

sich mit demselben langsamen Schritt in der Richtung der über Klüften schwärzlich dämmernden Zedernbäume.

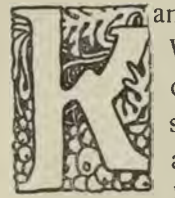
Und die Andacht wurde fortgesetzt mit unveränderlicher Sorgfalt und Ruhe, und während die auf diese Weise gelesene Messe sich ihrem Ende näherte, streckte der Engel seine Hand nach dem Buche aus, und als er es nach chaldäischem Brauch mit seinem Flügel auf gut Glück aufklappte, legten sich seine Flügelspitzen auf diese Verse:

„Und ich will zu derselben Zeit ihnen einen Bund machen mit den Tieren auf dem Felde, mit den Vögeln unter dem Himmel und mit dem Gewürm auf Erden; und will Bogen, Schwert und Krieg vom Lande zerbrechen, und will sie sicher wohnen lassen.“ (Hosea II, 18.)

---

# Das Schweigen.

# Einleitender Teil.



Kann man einen Schlafenden höflich aufwecken?.. Wahrscheinlich nicht: denn wenn man ihn sogar durch das Fallen des zartesten Rosenblattes auf sein Antlitz wecken wollte, so wäre das nur sehr ausgesucht, sehr poetisch ausgedacht, aber nicht höflich, denn man muß schließlich doch dem Schlafenden sein Gedankengespinst zerreißen — und das sogar nicht allmählich, sondern plötzlich, indem man ihn mit einem Ruck in eine andere Wirklichkeit und Äußerlichkeit versetzt. Man kann aber nicht jemanden aus einer Äußerlichkeit in die andere auf höflich hinüberzerren, und eine gewisse Brutalität scheint von einer solchen Tätigkeit unzertrennlich zu sein. Daraus entspringt hauptsächlich und vor allem jene Abneigung, mit der die Allgemeinheit einer neuen Idee, einer jeden Erfindung von vornherein begegnet, soweit diese einen neuen Ring der Wirklichkeiten und Äußerlichkeiten beginnen oder seinem Entstehen förderlich sind; — denn es ist ja unmöglich, die Menschen höflich zu wecken. Die große Mehrzahl der jeweiligen Zeitgenossen hat sich, um entschieden allen Ereignissen vorzubeugen und die Ruhe zu befestigen, stets sehr eifrig bemüht, und tut es auch heute, die Überzeugung zu begründen und zu verbreiten, daß nichts Neues gedacht und offenbart werden kann, und daß jegliche geistige Arbeit, die zu diesem Zwecke unternommen wird, schon darum eine vergebliche Mühe ist.

Diese Schlußfolgerung (es sei davor gewarnt) könnte man scheinbar darauf stützen, daß es leicht sei, durch Umkehrung, wenn die Ganzheit aller Dinge und Angelegenheiten der Welt eine Harmonie bilde, — in dieser Einheit der

 Harmonie die Anfänge einer jeglichen Sache zu finden, und daraus würde dann von selbst folgen, daß es nichts Neues mehr geben könnte! Darin liegt aber ein großer Fehler, und zwar: daß man das Absurdum als etwas Neues betrachtet . . . denn nur das Absurdum liegt außerhalb der allumfassenden Harmonieströmung des Seins. Vielfach und zum Übermaß nach dieser Richtung hin mit fremden Zweifeln bekannt, wurde ich einmal zu einer Abordnung an einen tatsächlich verdienstvollen Mann auserkoren, dem seine Kollegen eine wohlverdiente Medaille verehren wollten. Ich überreichte diesen wertvollen Gegenstand dem erfreuten Empfänger und erwartete nicht, bei der Erledigung dieses Auftrages auf pathetische Schwierigkeiten stoßen zu müssen, da es sich um eine tatsächlich verdienstvolle Persönlichkeit handelte, deren einfaches und offenes Wesen mir bekannt war. Als aber der auf diese Weise Geehrte und Ausgezeichnete seine Medaille empfangen hatte und sie genau zu betrachten begann, merkte ich plötzlich auf seinem Antlitz etwas wie das Aufblitzen eines Lächelns, das mit dem Ausdruck einer großen Überraschung vermischt war, — dieses war so eigentümlich ausdrucksvoll, daß mir noch lange danach jenes seelische Bild in der Erinnerung auftauchte. Bis ich viel später erst, während eines vertraulichen Gespräches mit jenem Manne, von dem hier die Rede ist, diese Angelegenheit absichtlich zur Rede brachte und nach der Ursache seiner seltsamen Überraschung fragte . . .

„— Es ist eine ganz einfache Sache!" — antwortete er mir, — „ich habe damals zum ersten Male im Leben meine Stirn, meinen Mund und meine eigne Nase im Profil gesehen . . . Und wenn nicht eure Medaille, hätte ich mich ins Grab gelegt, ohne meine Nase weniger einseitig gesehen zu haben. Und ich habe selbst die Pyramiden von allen Seiten betrachtet! . . Da kam mir ein Gedanke, daß es wohl

noch neue Sachen gäbe, die man der Menschheit verkünden könnte, — man könnte ihr zum Beispiel ihre eigene Nase verkünden!“ 

„— Es ist sehr schade“ — erwiderte ich — „daß du nicht die Güte gehabt hattest, uns das zu sagen — —“

„— Aber . . . ich bitte dich . . . gestehe doch selbst, solche Sachen sagt man nicht . . .“ — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gibt es also mancherlei Grade von geistiger Offenheit, die von der Gesamtheit sozusagen durch ein Mitschweigen anerkannt werden, denen jedoch die zeitgenössische Öffentlichkeit eine Äußerung verbietet, da sie in jeder Entwickelungperiode, in jedem Zeitalter ein solches Verschweigen zur Entfaltung ihrer Gesamtheit durchaus nötig hat? Im ganzen heroischen Zeitalter der griechischen Philosophie, das heißt bis Aristoteles (ausschließlich), hätte niemand eine solche relative Öffentlichkeit, die von vornherein bestimmte Grenzen hat, verstehen können, sie hätte auch niemandem genügt! Man durfte ja selbst fast mitten auf der Straße die Fragen stellen: Was ist die Seele? ist sie unsterblich und auf welche Weise? was ist äußeres und inneres Leben? wozu und warum wird Philosophie getrieben? . . . Der darum Befragte antwortete ebenso einfach: „So und so viel weiß ich; und was Philosophie anbetrifft, so hat sie die Aufgabe, den Menschen sittlich glücklich zu machen.“ *)

*) Auch Aristoteles teilt diesen dogmatischen Glauben der Philosophen, daß die Aufgabe der Philosophie eine sittliche Beglückung

 Ein gewisses Lächeln kannten die Alten gar nicht. Wir erst haben es erfunden, und die Erfindung macht uns eine nicht geringe Ehre. Sie kannten nicht das Lächeln eines dumpfen Gemüts und eines ganz vom Zweifel durchtränkten Herzens, mit dem heute die Allzuklugen die Fragen der naiven, frischen und immer seltener werdenden Menschen beantworten! — Der gute Diogenes hat das Nahen dieser zweiten Epoche vorausgeahnt, als er in der Bibliothek der Akademie, beim Anblick der in ihre Studien vertieften Greise fragte, wer diese wohl wären, und die Antwort erhielt: — Jene, die Wahrheit suchen. — „Ah!“ sagte er. „Und wann werden sie denn Zeit haben, die Wahrheit auszuüben!?“ . . . Diese denkwürdigen Worte und noch andere Aussprüche, die so lebendig klingen, als ob sie erst gestern gesagt wären, stießen einstweilen nicht auf das warnende Lächeln unserer Zeitgenossen, daß man solche Dinge nicht sagen dürfe . . . daß man zu solchen Tiefen der Daseinsaufgaben nicht hinabsteigen könne — daß die Wissenschaft (seit der Aristotelischen Teilung in Spezialwissenschaften nämlich) eine andere Aufgabe hätte . . . was für eine aber?? . . . das darf man auch nicht sagen! — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit einem Wort — die Weisheit muß auf die Vervollkommnung des Wissens durch die gesonderte Entwickelung aller Wissenschaften ruhig warten, und dann kommt auch die Zeit der Ausübung der Wahrheit! Das ist alles sehr schön, beruhigt aber einerseits gar nicht, ja, es bestätigt fast den Vor-

---

des Menschen sei, er fügt jedoch noch zwei Bedingungen hinzu und zwar, daß die Aufgabe der Philosophie auch darin liege, den Menschen schön und begütert zu machen (sic!). — Das ist eine der Ursachen, warum wir diesen Weisen schon zu der neuen Epoche rechnen.
C. N.

wurf eines Diogenes, andererseits müssen wir die kleine Bemerkung machen, daß die Teilung in Spezialwissenschaften durch die Erschließung ganz neuer Wissenszweige überrascht werden kann und auch tatsächlich überrascht wird, und daß die Richtung und Entwickelung dieser Wissenschaftzweige von unserer absichtlichen Systematik nicht abhängig ist. 

Eigentümlich! wie doch unter den Aussprüchen der Weisen des Altertums nur die von Diogenes allein für uns bis auf den heutigen Tag einen zeitgenössischen Klang haben. Wir könnten diesen Weisen den Hamlet der Philosophie nennen, wenn nicht Plato auf denselben Gedanken verfallen wäre und ihn „den verrückt gewordenen Sokrates“ genannt hätte. Man würde aber sehr im Irrtum sein, wenn man Diogenes lediglich als flüchtigen Stegreifdenker und irgendein direktionloses humoristisches Genie betrachten wollte. Bis jetzt ist er noch nicht in der Ganzheit seines Denkertums betrachtet worden. Besonders, wenn man in Betracht zieht, daß er selbst sagt: „Indem ich in allem übertreibe und zu viel tue, — handle ich so, damit die, welche nach mir kommen werden, nicht zu viel, aber gerade mit Maß handeln.“ .. Ein Philosoph, der so etwas und mit einer derartigen Nüchternheit ausspricht, ist nicht nur ein genialer Humorist. Aber der planetarische Wert des großen Diogenesgestirns fand noch viel weniger Verständnis, als die schillernden Regenbogen seines Witzes. Mit diesem Weisen findet die Philosophie, die ich die heroische nenne, ihren Abschluß. Im Zusammenhang mit dieser meiner Ansicht finde ich, daß die Philosophie gar nicht mit Thales beginnt, sondern mit den dramatischen Werken von Aeschylos, in denen die Grundlagen der traditionellen Weisheit zum Ausdruck gelangten und Ideen durch Gestalten verkörpert wurden. Sie schließt aber nicht weniger dramatisch, als sie

 durch Aeschylos eingeleitet wurde, nämlich mit Platos Dialogen, so daß dieses, was man in Bezug auf die fast technische Kunst bei Sophokles bewundert und schätzt, nicht im mindesten zum philosophischen Werdegang und zur Entwickelung des griechischen Gedankens gerechnet werden kann und nur für die Kunstgeschichte übrig bleibt. Der platonische Dialog gewöhnlicher Menschen, denen man auf den Straßen Athens begegnet, und die den unbekannten Gott, die Wahrheit und Tugend in den zeitlichen und recht alltäglichen Daseinsbedingungen suchen, ist aber unmittelbar wie die letzte Verwirklichung jener Olympischen und Aeschyläischen Dialoge, in denen es noch keine Menschenangelegenheiten, keine menschlichen Gedanken gibt, und wo heilige und kluge Fata den Menschen um der Idee willen verschmäht haben. Diese Anschauung wird vielleicht auf Widersprüche stoßen, da sie meine persönliche ist, sie weist aber dem Begriff der Schulen ihren rechten Platz, einem Begriff, der sich nicht für Zeiten eignet, in denen es keine Schulen gab, und in denen das, was sich später eine Schule nannte, eher Gemeingut des Volkes war. Die Schulen legen viel mehr ein Zeugnis von dem Orte ihrer Wirksamkeit ab, als daß sie über den Inhalt ihrer Tätigkeit Auskunft gäben, und zuweilen sind sie nur etwas rein Nominelles.*)

Man sollte aber nicht annehmen, daß die mit dem Gange der Zeit erreichte Spezial-Vollkommenheit (die sophokleische Tragödie zum Beispiel) berechtigt wäre, jene ursprünglichere

*) Die philosophischen Schulen erhielten ihre Benennungen aus so verschiedenartigen Gründen, daß man sich darauf gar nicht stützen kann. Die Eleatische (Veliatische) Schule zum Beispiel wurde so benannt, weil in der Stadt Velia drei von ihren Philosophen geboren wurden; — die Eliatische Schule (des Phädon) nannte sich nach der Übersiedelung nach Eretria die Eretrische. Man kann den

Erscheinung sich nach rückwärts unterzuordnen, denn diese ursprüngliche Erscheinung hat, obgleich sie eine beginnende war, ebensogut ihre Vollkommenheit als öffentliches Glaubens- und Wissensbekenntnis ihrer Zeit erreicht. 

Empfängt und erteilt man besser das Wissen und das Gute durch ein à-peu-près (Gefühl des Ungefähren), wie das die Alten taten, oder durch ein System, wie die Weisen der nach-aristotelischen Zeit? . . . Das ist schon eine ethische Hauptfrage, die unmittelbar jenen edlen Stoßseufzer von Diogenes über die akademischen Arbeiter aufgreift, als er beim Anblick, wie sie nach der Wahrheit suchten („Quaerere Verum"), so richtig ausrief: „Wann denn werden sie Zeit haben, die gefundene auszuüben!?" So wachsam aber und mitschaffend auch der Mensch auf jene Vollkommenheiten wartet, die uns zuteil werden sollen, die der Fortschritt verbürgt, die Verbesserungen bestätigen, und die uns immer wieder aus einem neuen und umfassenderen (obgleich nie ausreichenden) System entgegenleuchten, es nimmt derselbe Mensch ja auch in der Gegenwart, im alltäglichen Drama der Zeitlichkeit, einen Platz ein und ist verpflichtet, auf ihren Ruf zu antworten, ihn zu erfüllen. Hätte er denn also für solche alltäglichen Fälle ein untergeordnetes und geringeres Wissen? — und ein anderes für die begonnene Arbeit der Menschheit und ihre Erwartungen? Ein Wissen, das nur zeitweise aushilft, und

---

Namen Ionische Schule verstehen wegen der Bedeutung des ionischen Elements — war aber nicht dazumal das ganze geistige Griechenland ionisch? . . Die Italische Schule ist dermaßen einzig und allein die Schule des großen Pythagoras, daß sie nach dessen Tode für Geld seine Manuskripte zu verkaufen beginnt . . . und die Platonische Akademie war es, die aus diesem Verkauf nach dem Tode des Verfassers Nutzen zog. C. N.

 ein versprochenes . . . beide also nicht als seine dauernden Eigenschaften, beide bedingt? Inmitten solcher Wissenschaften und in dieser Lage greift die Menschheit oft und mit Vorliebe, anstatt zu einer Antwort, zu nicht ausgesprochenen Aufschüben der Meinung, zu Verschweigungen und zweifelhaften Halb-Erläuterungen. Diese aber absichtlich oder aus Vorsicht nicht ausgesprochenen Aufschübe der Meinung, Verschweigungen und Halb-Erläuterungen sind immerhin ein verheimlichter Gedanke; sie sind nur die notwendig nicht zu Ende ausgesprochene Fortsetzung! . .

Leistet ein System der Wahrheit nennenswerte Dienste? Kontrolliert es die Wahrheit und legt für sie Zeugnis ab? . . . ein System, das ebensogut einer falschen, wie einer richtigen Sache dienen kann! . . . Wohin und wozu führen uns die immer neueren Systeme, die ihre Vorgänger stürzen und deren Platz einnehmen? . . . hat man je gesehen, daß sich ein System, an sich betrachtet, bildet und entwickelt? . . . Ich glaube nicht! denn jedes System ist auf den Begriffen der Vollkommenheit, Ganzheit und Harmonie erbaut, und diesen darf nichts fehlen. Ein System könnte sich also nur in die Breite entwickeln, indem es einen immer größeren Umkreis von Folgen, Erscheinungen und Einzelheiten umfaßt. Und es ergäbe sich daraus die Schlußfolgerung, daß das letzte Vollkommenheitziel eines Systems die Identität mit unserem Weltsystem sein müßte. Über all diese Dinge hat man uns aber bis jetzt kein offenes und ehrliches Wort gesagt, deshalb muß ich auch daran zweifeln. Ich weiß, daß ein System, welcher Sache es auch dienen mag, nie einen weder kleineren noch größeren Teil der Wahrheit umfaßt, das heißt, daß es sich auf dem Begriff der Ganzheit, Vollkommenheit und Harmonie aufbaut und

folgerichtig die Idee der Symmetrie, des Maßes und der Ausstrahlung ausdrücken soll ... und nichts weiter! ...

Das Wirken jedoch aus dem Gefühl des Ungefähren (approximative) scheint mir die mit Recht wichtigste Eigenschaft des Menschengeistes zu sein. Ich kenne keine Gestalt der geistigen Tätigkeit, die unserer Lage besser entspräche, als das Gefühl des à-peu-près (des Ungefähren)! Wir sind bei jeder unserer Sinneswahrnehmungen, bei jeder Überlegung mit einem Kristall umgeben, das wohl durchsichtig ist, aber unsere Anschauungen täuscht. Wahrscheinlich wird also das, was wir tun, durch das Gefühl des Ungefähren begonnen oder vollendet. So ist auch gewissermaßen unser ganzes Dasein auf dem Erdplaneten, der in einem schnelleren Rhythmus kreist, als der unserer Pulsschläge ... Deshalb könnte man mit Recht sagen, daß unser Wirken aus dem Gefühl des Ungefähren kein Zufall ist, sondern eine errungene Lebensbedingung.*)

Es folgt daraus, daß dieses Gefühl etwas echt Menschliches ist, da es zwei sehr wertvolle Eigenschaften des Geistes umfaßt und verbindet: die Überlegungfähigkeit der Bildung und die Unüberlegtheit des angeborenen Instinktes. Darum werden wir, die wir dieses so verstehen, keinesfalls mit einem Verschweigen so wichtige Lebensfragen beantworten ...

---

*) Es würde sich lohnen, einen kommandierenden General, einen erfahrenen Schiffskapitän oder einen gewandten Staatsmann zu fragen, bis zu welchem Grade sie sich bei ihren entscheidenden und wichtigen Taten auf ein rasches à-peu-près — oder auf ein systematisches Wirken stützten? C. N.

Nach einem Aufenthalt von mehreren Jahren in einer der prächtigsten Hauptstädte Europas sagte mir mein Kollege kurz vor dem Verlassen der Stadt, als schon alles für die Reise bereit war: „Ich werde jetzt etwas freie Zeit haben, sei also so gut, mich nochmals zur geeigneten Stunde im kleinen Park vor dem Hauptgebäude der Bibliothek zu erwarten — und ich werde aus einer Lesehalle (cabinet de lecture), wo ich noch jemanden treffen und gewisse Papiere, die ich brauche, durchblättern soll, rasch hinüberkommen — damit wir auch die Bibliothek besichtigen können, denn es geht ja gar nicht, daß ich abreise, ohne sie gesehen zu haben!" . . .

Was würde aus diesen ganz natürlichen Worten jeder anwesende Zeitgenosse herausgehört haben? und was ein Pythagoräer, der mehrere Jahre geschwiegen hat? . . aus denselben Worten, die man nur mit einer veränderten Betonung auszusprechen brauchte, um sie zu einer niederschmetternden Satire zu machen, zu einem Bild, das all die Fehler und das tiefe Unglück unseres Wissens und der aus ihm entspringenden Zivilisation umfaßt?

Es war auch eine ganz natürliche und logische Folge, daß mein Kollege sein Wort nicht hielt und zu spät kam. Ruhig erwartete ich ihn im lieblichen Schatten der Buchsbäume und sah einem kleinen, goldhaarigen Kinde zu, das mit kleinen Steinen spielte, die es mit standhafter Sorgfalt aus dem Sande herausgrub . . .

Als aber der Erwartete schließlich angerannt kam, blieb uns kaum noch Zeit übrig, das Bibliothekgebäude von außen zu besichtigen und seine architektonischen Vorzüge in Augenschein zu nehmen. Und wir sprachen: — Wenn man diese gewaltigen und immer mehr sich ausbreitenden Mauern betrachtet und zwar vom Standpunkte der alten Literaturen,

oder, sozusagen, vom Standpunkte einiger Sanskrit- und Zendbücher, mehrerer griechischer und römischer Bücher und eines einzelnen und einzigen hebräischen Buches . . . wird unser Gedanke von selbst die Frage aufwerfen, wenn nicht: womit soll diese unsere literarische Fruchtbarkeit enden? — dann mindestens: worauf wird sie stehen bleiben und zu welcher Wiedergeburt gelangen? — Wird es denn nötig sein, um einigermaßen belesen zu sein, sich die Augen so zu verderben, wie ein sich zur entscheidenden Prüfung vorbereitender chinesischer Mandarin?!

Wenn heute zum Beispiel irgendwo neunhundert Zeitschriften erscheinen, so bringen diese neunhundert Zeitschriften in ihren Feuilletons ebensoviel Romane und Erzählungen, man begegnet also schon dadurch allein neunhundert Romanen jährlich, also etwa dreien täglich . . . und das nur in einem Lande Europas und in einer der Hauptstädte!

— Man muß noch schleunigst hinzufügen, daß es immer nur ein Roman ist, jener letzte, jener interessante Roman, um den es sich handelt, der, welcher alle interessiert, und daß stets nur eine Broschüre, jene letzte, die alle interessiert hat, verpflichtend ist. Und daß man die anderen nicht zu lesen braucht und doch Mensch bleiben kann . . .*)

Indessen aber werden moralisch vernachlässigte Individualitäten, die das Unglück hatten, auf den Kehrichthaufen geschleudert und in den Straßendreck hineingestampft zu

*) Die träge Lesewelt wird durch schreierische Plakate angespornt, die an den Straßenecken prangen: „Lest dieses und jenes!!“ — wobei das Abbild einer Hand mit einem Finger zu sehen ist, der auf diesen in Kolossallettern hingemalten Befehl hinweist . . . etwas wie eine geballte Faust . . . „Lest doch!! diesen oder jenen neuen Roman!“ — C. N.

 sein, bei mattem Licht einer mit Mühe erstandenen Kerze die Druckschriften lesen, die ihnen unter die Hände kamen, die der Zufall ihnen hinwarf, als Brosamen von der Tafel der geistig schwelgenden und prassenden, vom Glück mehr begünstigten Sterblichen. Und irgendein abgerissener, bedruckter Fetzen Papier wird diesen nach geistiger Entfaltung schmachtenden Augen und Herzen leuchten. Aber so wie nach dem chinesischen Strafgesetz der Henker aus dem ihm dargereichten Korbe, der mit allerhand Messern angefüllt ist, auf gut Glück jenes oder ein anderes wählt, das seine Hand zuerst berührt hatte und auf dem die Aufschrift steht — Ohr, Nase, Auge, Herz . . . und einer solchen Aufschrift gemäß das Messer an jenen Gliedern des Verurteilten zuerst versucht; so muß jener unglückliche und bildungbedürftige Geist in seinen Irrgängen einer ziellosen und unaufrichtigen geistigen Tätigkeit nach auf Erscheinungen stoßen (und stößt auch darauf), die ihm viel öfter Blutmale und Wunden als Begriffe beibringen! — Der Gesamtbau unserer Geistigkeit enthält also etwas Gefälschtes, etwas oberflächlich Erlogenes, das keine offenen einfachen Fragen verträgt, wie das bei einer falschen Lage öfters vorkommt! Denn daß die Wissenschaft, die zu irgendeinem zeitgemäßen Nutzen betrieben wird, schließlich immer sogar durch die wirklichen Früchte, die sie erreicht, der Wissenschaft für die Wissenschaft dienen muß, ist nur das Ergebnis der vollkommenen Architektonik der geistigen Dinge — aber der Mensch, der dabei nichts zu bestimmen hat, spielt nur die Rolle des sehr interessanten Spielzeugs einer grenzenlosen Neugierde! . . einer Neugierde, die, wenn sie auch einem den Geschäften fernen, materiell gut situierten und der Wissenschaft freundlich gesinnten Geiste ein geistiges Vergnügen machen kann (hauptsächlich, wenn er schon keine anderen

Freuden genießt), doch nicht notwendig in ihrer, wie gesagt, 
Grenzenlosigkeit der zur Welt kommenden, wachsenden und stets fortschreitenden Menschheit als der einzige Sinn des geistigen Seins hingestellt werden kann.

Der Mensch will wissen: Wo hinaus? und wozu er seine geistige Arbeit verrichtet? wenn auch nur darum, weil ohne dieses Wissen nicht seine ganze Tatkraft an seinem Werke teilnimmt. Und es wäre etwas gewiß recht Unhöfliches, wenn man an einen zeitgenössischen Weisen folgende Worte richten würde:

„Geruhen Sie zu antworten, ob der Mensch alles wissen kann?

„Oder soll er vielleicht warten, bis die spezialisierten Wissenschaften durch ihr Zuendeblühen den Kranz und die Krone aus Licht schaffen werden? Und soll inzwischen sein alltägliches Leben von veralteten Gewohnheiten und Vorurteilen zeugen und eingebürgertem hierarchischen Dünkel dienstbar sein? — Antworte mir doch, weiser Mann!" . .*)

Eine solche Parabase wäre natürlich eine Unhöflichkeit, und eine um so deutlichere, da wir ja in der Einleitung (dieses ersten Teiles unseres Schweigens) zur Genüge bewiesen haben, wie unmöglich es ist, einen Schlafenden höflich zu wecken.

---

*) Auf diese Fragen bin ich bereit, ganz schlicht zu antworten und antworte auch darauf denen, die zu lesen verstehen, im Laufe dieses Inhalts. — C. N.

Vielleicht werden es die Herren Philologen allen Sprachkennern Europas und Amerikas und auch allen wissenschaftlich Gebildeten erklären: Wie das wohl gekommen ist, daß ein ganzer Redeteil aus allen Grammatiken aller Sprachen ausgelassen worden ist?

Wäre dieses nicht deshalb geschehen, weil jene Grammatiken selten nur eine Begriffserklärung dessen geben, was ein Redeteil ist? . .

Ich weiß es nicht . . . Muß aber selbst, soweit es mir offenbar wurde, bekannt geben, daß ein ganzer Redeteil aus den bisherigen Grammatiken ausgelassen worden ist. Und das noch jener Redeteil, auf dem sich der Satz baut und wölbt — und nicht nur allein der eine Satz, sondern auch logisch der Anfang des nächsten, der Stoff für den dritten, vierten und so weiter . . . Diesen Redeteil bildet das Verschweigen . . . Montesquieu sagt nichts Unbekanntes mit den Worten, daß zuweilen das Schweigen viel mehr als das Reden ausdrücke und ausdrücken könne. Wenn also dieses allein schon nur die Eigenschaft und das Merkmal des Schweigens wäre, dann müßte das, was mehr ausdrücken kann, als die Rede, auch ein Redeteil sein. Der Anspruch scheint genügend berechtigt zu sein! . .

Das Schweigen also, oder — gemäß der praktischen Nutzanwendung — das Verschweigen, ist zweifellos ein Redeteil. Eine Wahrheit, die zu groß ist, als daß sie die Herren Grammatiker nicht empfunden hätten, und darum auch ihr Verdacht, daß es noch etwas Semipsychologisches gebe, das die Grammatik umfassen müßte. Sie haben das aber auf die ungeschickteste und eine fast komische

Weise begonnen, denn sie erhoben das Ausrufungwort zu einem Redeteil! Man kann aber ein Ausrufungwort nicht nur schwer zum Bestandteil der Grammatik rechnen, aus dem Grunde schon, weil es außerhalb der Satzlehre steht und sich ausschließlich aus elliptischen Teilen und ungrammatikalischen Elementen zusammensetzt; sondern auch aus dem Grunde, daß eigentlich das Ausrufungwort da nicht zum Ausdruck kommt, wo es nicht deklamatorisch bedingt oder vorgezeichnet ist, aber da, wo es mit Gewalt aus der Satzbildung herausspringt . . . Es gibt freilich Personen, die zwei und drei Ausrufungzeichen auf einem Fleck schreiben, was jedoch der Sache gar nicht hilft und nichts verstärkt.

Außerdem bedingt das Ausrufungwort keine Fortsetzung des Inhalts. Es schließt plötzlich ab und unterbricht. Man konnte also keine weniger geeignete Wahl treffen.

Ganz anders verhält es sich mit dem Verschweigen, das (wie ich behaupte), als ein wesentlicher Redeteil, einerseits aus jedem Satz entziffert werden kann, andererseits aber die logische Ursache und den Inhalt des folgenden Satzes enthält. So daß alles, was der zweite (der Reihe nach) Satz ausspricht und verkündet, das nicht ausgedrückte Verschweigen des ersten Satzes ist, und das, was der dritte Satz sagt, im Verschweigen des zweiten liegt, was der vierte aber — im Verschweigen des dritten . . . und so weiter bis zum Grunde des Inhalts, welcher erst auf diese Weise wirklich durch die Macht der Logik erschöpft wird, die in einem solchen Vorgang sich greifbar offenbart.

Die Herren Grammatiker haben die Gewohnheit, sich mit einer abstrakten Sprache zu befassen, die gar nicht vorhanden ist. Die Sprache, eben darum, weil sie eine Sprache ist, muß durchaus dramatisch sein! Wäre sie

 denn auch anders noch Sprache? — Sogar der Monolog ist nur ein Selbstgespräch oder ein Gespräch mit dem Geiste der Dinge. Einen Satz, der so abstrakt blaß wäre, daß er kein Verschweigen enthielte, kann man fast gar nicht denken! Und wenn es gelingen sollte, einen solchen zu bauen, so würde er gewiß zu keiner der lebendigen Sprachen gezählt werden können.

Im Satz:

„Wie geht es dir, mein Freund?"

wird verschwiegen:

— Ich habe dich schon seit langem nicht getroffen und gesehen, darum mein um so lebhafteres Interesse, wie es dir wohl gehe. — Und dieses einleitende Verschweigen kommt gleichzeitig im folgenden Satz zum Ausklang, und so weiter.

„Wie geht es dir, mein Freund? Ich habe dich ziemlich lange nicht gesehen, und es interessiert mich lebhaft, das zu erfahren."

---

Ähnlich in dem folgenden Satz:

— Man soll nicht viel klarer sein, als der Gegenstand selbst — ist Nachstehendes verschwiegen worden:

— Jeder Gegenstand hat seine entsprechende Lichtstufe, in der er sich am besten darstellt, — also:

Man soll nicht viel klarer sein, als der Gegenstand selbst, und so weiter . . . — Dasselbe wird bei der folgenden Entwickelung des Inhalts herausklingen

und bei der allmählichen Umwandlung des Verschweigens 
in Ausklänge:

— Man soll nicht viel klarer sein, als der Gegenstand selbst, denn jeder Gegenstand hat seine entsprechende Lichtstufe, in der er sich am besten darstellt, und so weiter . . .

Daraus entspringt eben das, was gleichzeitig mit mehreren anderen Montesquieu von der Ausdrucksmacht des Verschweigens sagt. Diese Macht muß das Verschweigen wohl haben, wenn es (wie wir oben gezeigt haben) einen so tiefen Zusammenhang mit jedem einzelnen Satz und mit der ganzen Architektur der Sprache hat. Oder mit anderen Worten, wie könnte das Verschweigen imstande sein, etwas zu verdeutlichen, wenn es nicht ein wirklicher Redeteil wäre? . . .

---

Indem wir damit unsere grammatischen und logischen Ansichten über diesen Gegenstand schließen — sie mögen noch so spärlich erscheinen, entsprechen aber dem Umfange dieser Schrift — wollen wir zum exegetischen und philosophischen Teil desselben Inhalts übergehen.

Wir wollen auf Grund unserer persönlichen Nachforschungen das philosophisch begründete Schweigen des Pythagoras (dessen Sinn bis jetzt keine Auslegung erklärt hat) schildern und erläutern. Nicht, daß wir jenes Schweigen für eine Idee und Erfindung von Pythagoras oder von seinen

 Anhängern hielten, sondern aus diesem Grunde nur, weil die Mitteilung darüber auf diesem Wege zu uns kam; wir haben aus der Geschichte der Pythagoräer diese Praktik erfahren. Die Sache selbst ist aber weder griechisch oder pythagoräisch, noch ägyptisch: sie entspringt den ältesten asiatischen religiös-philosophischen Lehren und Bräuchen, und Pythagoras hat sie nur aus Babylon, während seiner Wanderfahrten und seiner Gefangenschaft, entlehnt.

Aber sollte man selbst heute, bei der völligen Verwirrung des jetzigen Lesertums, einen so leichtsinnigen Leser finden, der angesichts der Mitteilung, daß der Meister der Italischen Schule von eintretenden Schülern zwei, drei, fünf und sieben Jahre Schweigen forderte, nicht einen Augenblick überlegen würde, daß Pythagoras jene doch nicht wie ein Offizier seine Soldaten behandeln konnte und wohl außerstande gewesen wäre, durch den nackten Befehl allein zu wirken, und daß er dieses Schweigen auf irgendeine Weise empfehlen, die nicht besonders verheißungvolle Aussicht durch eine Begründung annehmbar machen mußte.*) Ich weiß nicht, ob sogar die von äußeren Mißbräuchen ausgeruhte und in ein normales Verhältnis gebrachte Harmonie zwischen dem äußeren und inneren Hören, zwischen dem optischen Sehen und dem Schauen — desgleichen in Sachen des Tastvermögens und des Ge-

*) Es wird zwar verbreitet, daß Pythagoras seinen Schülern gegenüber vom Machtwort des Meisters Gebrauch machte, was unter ein paarhundert Menschen, die zusammen lebten, seine administrative Nutzanwendung haben konnte. Man würde das nicht anders von einem „Freunde der Weisheit" annehmen können. Hier handelt es sich aber um die (in die pythagoräische Einrichtung) Eintretenden und nicht um die in der Einrichtung lebenden Mitglieder. C. N.

schmacks . . . mit einem Wort, der durch die lange Ruhe der schweigenden Stille erworbene Wiederaufbau der ganzen sinnlichen Grundlage des Menschen eine ausreichende Verheißung sein konnte . . . Ich glaube nicht! . . . Ich glaube, daß die Exegese dieses dunklen Inhalts, die nur eine solche Erklärung geben könnte, eine Auslegung ist, die sich mit gewissermaßen untergeordneten Resultaten zufrieden stellt. Es handelte sich dort — das heißt zwischen dem Vorschlage des Meisters und dem an ihn herantretenden Willen — um etwas Vollständigeres, als die Ratschläge einer Disziplin, um etwas so unmittelbar Lebendiges, daß schon dadurch allein der Lebensteil eines vernünftigen Menschen sich bannen und kasteien ließ. Worum konnte es sich dort also handeln? Da ich ziemlich eifrig danach geforscht habe, ist es mir vielleicht nicht unbekannt — aber um eine so bedeutende Angelegenheit klar ausdrücken zu können, fühle ich mich verpflichtet, meine persönliche Überzeugung zuerst einigermaßen darzulegen. 

— Das heißt: Ich glaube gar nicht, daß es dem Menschen genügen sollte, alles zu wissen! Im Gegenteil glaube ich, daß der Mensch stets mehr verlangen müßte! . . . — (Wieso? Mehr sogar als alles?!) — Der Mensch braucht zu jeder Zeit und Stunde, jeden Augenblick und bei jeder Gelegenheit alles zu wissen, was er in solchen Fällen und unter solchen Umständen als er selbst und als Glied der menschlichen Gesellschaft wissen sollte.

— Und das scheint mir mehr als alles zu sein, denn es ist alles plus Kenntnis der Unwissenheit selbst und ihres Maßes.

Ich spreche meine Meinung ganz unumwunden aus,

 denn ich halte sogar einen offen ausgesprochenen Fehler in der Philosophie für würdiger, als eine die Geister vergiftende Unredlichkeit. Diese Anschauung aber, die ich teile (ich habe sie auch erklärt), war eben die Anschauung jener heroischen Philosophie, bei der Betrachtung deren Mysterien es hier geboten war, die eigene Anschauung gelegentlich nicht zu verhehlen. Ein solches Bild, nämlich einer seit langem gesuchten Weisheit, ließe sich vielleicht auch heute folgenderweise begründen. Wäre es denn, im Vergleich zu der jetzt herrschenden Spezialisierung, bei der dieser oder jener von den auf einem Sondergebiet arbeitenden mit der Zeit wie zu einem vollkommenen Maschinenteil oder zu einem vorzüglichen Werkzeug wird, nicht möglich, daß der ganze Geist des Menschen, der nach einer vollständigeren Maschinerie den allgemeineren Inhalt der Wahrheit ausübt, dieselbe Geschicklichkeit erwerben könnte? . . . Ja, ich denke sogar, daß unsere in Spezialgebiete zersplitterte Wissenschaft und Betätigung notwendig dahin kommt, wenn sie imstande sein wird, sich ihr Ganz-Wissen mit der gleichen Geläufigkeit anzueignen, wie die Spezialisten es mit dem Teil-Wissen zu tun pflegen . . .

Das Erreichen also, die Nähe oder das allmähliche Sichnähern dem Kanon des Wissens, den wir oben bebezeichnet und erläutert haben, war die dem Freunde der Weisheit versprochene Verheißung, falls er die Praktik des Schweigens ausüben wollte. Diese Praktik empfahl man seit langem in den ersten und beinahe ältesten Prophetenschulen Asiens und übte sie dort aus.*) Auch Hese-

*) Voraussichtlich befestigte sich erst zur Regierungzeit von Osias die Epoche der wirklichen Offenkundigkeit der Prophezeiungen durch öffentliche Bekanntgebungen und durch die Schrift. Die vorhergehende Epoche mußte also anders gewesen sein. C. N.

kiel ist mit dieser Anschauung in Berührung gekommen, 
und ebenso in Babylon wie Pythagoras. Was ihre Grundidee betrifft, so stützte sich diese Praktik auf den Begriff der Parabel, in deren tiefster und weitester Bedeutung; in bezug aber auf ihre praktische Ausübung handelte es sich um ein In-Einklang-bringen des persönlichen wiederhergestellten Gedankenorganismus zu einem Gleichgewicht mit dem Bau des in den Harmonien der Schöpfung ununterbrochen fortklingenden ewigen Monologs, und das zwar auf solche Entfernungen oder Nähen, die diese oder jene Persönlichkeit imstande war ehrlich zu erlangen. Wir wollen das noch eingehender erklären:

Es wird oft gesagt und zwar recht unbedachtsam, — daß „die Parabel nichts beweist"... Freilich, so ist es, denn die Aufgabe der Parabel ist nicht, zu beweisen, sondern zu veranschaulichen — die einzelne Parabel also veranschaulicht, aber alle Parabeln, zusammen betrachtet, beweisen nicht nur etwas, sondern so Gewaltiges, daß es einen mit heiligem Schauer erfüllt, wenn man daran denkt!.. Sie beweisen nämlich die Gleichförmigkeit zwischen den Entwickelunggesetzen der Dinge dieser Welt und den Entwickelunggesetzen des Geistes ... Daher also sollte und konnte freilich der logisch vermutete, sich unaufhörlich in Gleichnisse kleidende Monolog, als eine der lebendigen Quellen der Wahrheit, nur auf solche Entfernungen oder Nähen sich dem Menschen mitteilen, zu denen er durch den persönlichen Monolog seines eigenen Schweigens ehrlich zu gelangen bemüht war und vermochte. Gelangten denn die Monologisten des Schweigens dahin? — Gewiß, denn sogar ein gut' Teil vor Pythagoras und auch viel später kehrten einige von ihnen gar nicht mehr zum Gebrauch des gesprochenen Wortes zurück und drückten (bei passender

 Gelegenheit) durch die geringfügigste, alltäglichste Gebärde — durch das Fallenlassen oder Aufheben eines Steinchens, durch das Abpflücken eines Blattes, durch die Berührung mit dem Finger irgendeines nahen Gegenstandes viel mehr aus. Daraus geht klar hervor, wie stark ihr Wunsch war, die Stütze des sozusagen sich unbeschränkt parabolisierenden Geistes zu erlangen, trotz des Steuers ihres menschlichen Sonderbewußtseins. Auf diese Weise werden wir uns jene scheinbare Unklarheit des Ausdrucks, jenes Geheimwissen und die Pythagoras zugeschriebenen phantastischen Eigenschaften erklären können — wie das Hören der Harmonie der Welten aus dem Rhythmus ihrer Umdrehung, oder das Sichverständigen mit Tieren und das Begreifen des Liedes der sprachlosen Kreatur . . . Diese Offenbarungen des Genies und diese Herrlichkeiten konnten die Christus feindlichen Biographen den noch im Orient sehr lebhaften Erinnerungen an die Person, Taten und Wanderungen des Welterlösers entgegenstellen, und sie taten es auch, denn schließlich mußte man doch die Beweise irgendeinem anfänglichen Diktionär entnehmen, der sein einigermaßen begründetes Dasein hatte. Die weniger fanatischen, späteren Monologisten des Schweigens, die neben den allgemeinen geistigen Zielen gleichzeitig die Pflege spezieller Wissenszweige verfolgten (und dadurch also vielleicht besser das Ganze erfaßten, weil sie zugleich dessen Einzelteile anerkannt hatten) verfielen nur bei bedeutenden, außergewöhnlichen Ereignissen in dieselbe prophetische Exstase. Zur Zeit einer sehr vielseitigen Kritik und einer voraussichtlich großen Aufklärung (es war die Zeit des Sokrates), als sich dennoch das athenische Volk unter dem Einfluß einer jener ungeheueren Verwirrungen des öffentlichen Sinnes befand, die mit großem und prahlerischem Eifer das Vaterland auf

geradestem Wege dem Verderben entgegenführen ... als es sich darum handelte (um historischer zu sprechen) den verderblichen Krieg zu Land und Wasser gegen Syrakus und Sizilien zu erklären und zu führen, und die allgemeine Wut so sehr für den Krieg war, daß nur wenige auf die gemäßigten Meinungen der Aufgeklärteren achteten: war der Astronom und Mathematiker Meton, ein kenntnisreicher und nüchterner Mensch (der Reformator des griechischen Kalenders, der zuerst die Güldene Zahl entdeckt hatte), einer von jenen, die in den Versammlungen nicht geredet hatten; er erhob sich aber schweigend, ergriff eine flammende Fackel und zündete sein eigenes Haus an! ... Keine patriotische Rede aus einem auch noch so beredten Munde wäre imstande gewesen, die politische Lage Athens besser zu schildern und dem Volke klarer die Folgen des geplanten sinnlosen Kriegszuges darzustellen! .. Und obgleich viele den Astronomen natürlich sofort für wahnsinnig erklärten, wie es auch früher schon mit dem Propheten Hesekiel geschehen war, so drang die Prophezeiung des einen und des anderen dennoch bis zu uns. Zu derselben Tradition ist jener, wenn auch bedeutend spätere Prophet zu rechnen, der bei der Begegnung mit dem nach Rom eilenden Sankt Paulus seinen Gürtel löste und sich damit knebelte, wodurch er ausdrücken wollte, welcher Empfang den Apostel in Rom erwartete. Dieser Praktik könnte man heute noch in einer gewiß sehr rohen Gestalt bei den Zigeunern begegnen, wenn man genügend tief und aufmerksam suchen würde.*) — In Persien

*) Die Zigeuner verbergen sehr sorgfältig ihre wirklich altertümlichen Überlieferungen, die sich in sehr verrohter Gestalt und nur noch recht spärlich bei ihnen vorfinden. Als man sie aus einem Dorfe mit Gewalt vertrieb und ihre Lagerfeuer mit Wasser löschte, kehrte eine alte Zigeunerin bebend um, nahm ein Stück ausgebrannter Kohle

 aber haben sich wahrscheinlich noch die diesbezüglichen ästhetischen Überlieferungen erhalten und werden durch solche zum Ausdruck gebracht, die bestrebt sind, die kleinste Anzahl von Worten zu gebrauchen, um einen Inhalt auszudrücken. Der Lakonismus nämlich und sogar der monumentale römische Stil entspringen keiner anderen Quelle.

Die Exegesen, die nach dieser Richtung versucht wurden und die wir bis heute besitzen, entsprechen nicht im mindesten der Bedeutung des Gegenstandes selbst. Wir müssen uns hier aber auf den obigen Inhalt beschränken, nicht nur im Gedanken an das entsprechende Ebenmaß dieser kurzen Schrift, sondern auch, da wir uns unseres werten und nicht ungebildeten Freundes erinnern, der nach mehrjährigem Aufenthalt in einer der berühmtesten Hauptstädte der zivilisierten Welt kaum so viel freie Zeit übrig hatte, um das Bibliothekgebäude von außen zu besehen und seine architektonischen Vorzüge in Augenschein zu nehmen. Dieses an sich so geringfügige Ereignis ist bemerkenswert, denn es parabolisiert das wahre Verhältnis des zeitgenössischen Publikums zu dem Bereich der geistigen Erzeugnisse und mahnt daran, wie knapp man als . . . Nicht-Romanschriftsteller sein muß! . .

An demselben Tage, oder besser Abend, führte uns der vom kleinen Park aus begonnene Spaziergang weit hinaus außerhalb der Umgebung der Bibliothek. Wir befanden uns auf einer Anhöhe, unter deren breiter Brust tief unten das siedende Leben dieser gewaltigen Stadt vorüberfloß. Dieser

---

und verbarg es unter ihrem Mieder. Ein greiser Bauer, der das bemerkt hatte, sprach: — „Man sollte nicht hartherzig beim Vertreiben dieser Leute vorgehen, denn es könnten sich in der Umgegend Feuersbrünste ereignen . . .“ C. N.

breite Lärm, der aus den Gesamtklängen all der Betätigungen und Energien entsteht, wirkt imponierend und berauscht. Und er singt sich selber ununterbrochen: — „Solche wie ich gibt es heute fünf, sechs in der Welt . . . Wir sind ihre ganze Zivilisation, ihr Wert und ihre Kraft!“ 

Es scheint wirklich so zu sein, daß diese paar gewaltigen, von ununterbrochenem Lärm erfüllten Hauptstädte über die historische und moralische Lebensfähigkeit unserer Welt zu entscheiden haben. Aber zu welchen geistigen Gestalten würde man zum Beispiel diese gewaltigen Mengen und diesen Lärm verdichten können, wenn man jene brausenden Meere der Betätigungen und Energien plötzlich von oben herab mit dem großen Linienwurf umfassen würde, dessen Umrisse und Proportionen Aeschylos zum Formen seiner zwei aus Völkern und Tausenden verdichteten Gestalten zu benutzen pflegte? Und wenn man die so richtig erlangen könnte, wie Aeschylos sie erhielt, das heißt, daß die Gestalt als Vertreterin der Million auch genau diese Million auszudrücken vermöchte, ohne etwas dabei zu verlieren oder vielleicht nur kaum so viel, wie für die Verkörperung eines ihr entsprechenden Chores nötig wäre . . .

Wir wollen es versuchen! . .

Dieser gewaltige Lärm und dieser Menschenhaufe würde sich zuerst zu einer geistigen Gestalt verdichten, die nichts Anderes, nichts Zweites, nichts Beachtenswertes weder kennt noch fühlt und gelten läßt als ihre eigenen Interessen und die Interessen ihrer Leidenschaft. Man kann und soll das nicht verhehlen — so ist es. Diese berühmte

 Gestalt würde die Mehrzahl der diesen riesenhaften Lärm der Hauptstädte schaffenden und nährenden Menge umfassen und zum Ausdruck bringen. Eine geistige Gestalt, die in jedem Ton, in jeder Äußerung, zu der sie ihre Lungen und Lippen in Bewegung setzt, nichts außer den Interessen ihrer Leidenschaft ausdrückt, berücksichtigt und zuläßt. — Ob diese Stimme eine Reichstagsrede, eine philosophische Abhandlung ist oder die unschuldige Gestalt eines Romans annimmt, man horche nur etwas aufmerksamer und ruhiger auf sie, und man wird nichts anderes finden außer dem Monolog ihrer Leidenschaft und ihrer eigenen Interessen. Dieser persönliche Monolog wird sich nur insofern mit anderen Personen, Angelegenheiten, Geschäften und Gedanken befassen, wie sie auf seine Leidenschaft und Interessen Bezug haben — nicht mehr und nicht weniger. Und da er also in der Gesamtheit der Dinge nur einzig und allein seine Sache beachtet, verläßt er nie seinen Ausgangspunkt! . .

Und da er seinen Ausgangspunkt nie verläßt, muß er freilich stets auf demselben Fleck bleiben. So daß die Bewegung dieser Gestalt nur eine optische Täuschung sein müßte . . . Weil aber eine solche geistige Richtung nichts umfaßt aus dem ganzen All außer dem, was auf sie Bezug haben könnte, bedeutet sie Nichts für die rücksichtslose Wahrheit und hat nichts über sie zu sagen — sie fügt nicht ein einziges Wort hinzu zur großen Selbstlosigkeit des Wissens und des Gefühls. So daß die größere Hälfte jenes Riesenlärms der Hauptstädte, aus dem wir ein Ganzes geformt und auf seine geistigen Eigenschaften hin geprüft haben, eine akustische Täuschung sein müßte.

Die zweite Kolossal-Gestalt aber, die man aus der zweiten Hälfte jenes Großstadtlärms und jener Großstadtmenge formen könnte, wäre dann etwas, das ausschließlich

danach streben müßte, zu gefallen, der Günstling der Mode seiner Zeit zu sein . . . Diese Gestalt hat schon, bevor sie ihren Mund öffnete, dir im voraus deine Meinungen vom Gesicht abgelesen und kommentiert sie nur durch die ihrigen, sie paßt ihre Gefühle fremden Gefühlen an, heftet ihre Gedanken an Gedanken, die andere zu Ende gedacht haben, — und wenn die erste nie ihren Ausgangspunkt verläßt, so hat diese zweite ihn niemals besessen. Die erste ist ein sich ununterbrochen entwickelnder Personalismus — die zweite eine unbewußte oder listige Assimilisation. — Das sind also die zwei großen Figuren, die jenen gewaltigen Großstadtlärm ausdrücken, jenen Lärm, der nicht ohne Grund sich zivilisatorische Kraft zuschreibt. Wahrhaftig, man braucht sich nicht all zu hoch zu erheben, um — da man dort doch kein einziges Wort hört, das um der rücksichtlosen Wahrheit und um des selbstlosen Gefühls willen gesagt oder verkündet worden wäre — mit vollem Recht den Gedanken zu denken: welch ein großes Schweigen ist dieser, wenn auch noch so gewaltige Lärm und dieses Durcheinander!? . .

## Dritter Teil.

Wenn die Literaturen der Völker nicht ein gedankliches Ganzes wären, das intuitiv vorweggenommen wird, und wenn man sie anstatt dessen erst stufenweise, durch allmähliche Errungenschaften, entsprechend dem Wachsen und Ausreifen

 der Menschheit gewönne, dann müßten die ersten literarischen Werke eines Volkes eine geistige Nahrung für Kinder sein und erst die viel späteren eine für Männer. Es würden also die tiefen Hymnen, die ersten moralischen gereimten Sinnsprüche nicht am Beginn der Literaturen stehen, und auch das mächtige Wesen des Epos würde nicht so früh erzeugt worden sein. — Indessen schöpft aber gerade der vernünftigste aller Weisen des Altertums, Kung-fu-tseu (Confucius) seine schon meisterhafte Prosa aus Hymnen und uralten Liedern und gerade aus einer Epoche, in der sich der Mensch noch mit kindlichem Tand beschäftigt haben müßte. — Und um uns roh auszudrücken (denn die Zeitgenossen wollen diese Deutlichkeit des Stils, die eine Roheit ist), könnte man sagen, daß am Anfang der Literaturen Kinderbücher gewesen sein müßten. Es ist jedoch ganz umgekehrt: denn Werke, die sich durch Feierlichkeit und durch ein Gefühl der Größe auszeichnen, eröffnen die geistige Tätigkeit des Menschen.

Sie haben zuweilen etwas Naives, aber nicht kindisch Beginnendes, sondern etwas vom Gotteskindestum, das wie ein Erbe ist.

Die Abwesenheit der Prosa ist die erste große Erscheinung am Anfang aller Literaturen. Der Mensch tritt von seinem ersten Schritt an als ein vollendetes geistiges Wesen in die Welt: er ist Dichter! Wir kennen auch nachweislich keinen anderen geistigen Menschen am Anfang der Geschichte, als den Dichter!

In dem Glauben, daß umfassende charakterisierende Umrisse und Linien, wenn man sie mit einer Kenntnis der Seele und Gewissenhaftigkeit entwirft, eine viel schwierigere Sache sind und viel mehr Arbeit und Zeit beanspruchen, aber dem Leser auch mehr Nutzen bringen, als eine ausführliche

Exegese sehr zweifelhafter, nie ausreichender und fast immer überflüssiger Fragmente, — in dem Glauben und anstatt sich vergeblich damit zu befassen, ob jene Fragmente tatsächlich Werke von Orpheus sind, die vielleicht Linus, Musäos, Eumolpos oder Amphion geschaffen hatten ... wäre es eigentlich viel passender, etwas Licht auf die Unklarheit in der Chronologie und auf ihr Verhältnis zu den Kulturelementen zu werfen. Wir sagen zum Beispiel: Hesiod und Homer, aber das Kulturelement, das Hesiod darstellt und formt, ist um vieles älter als jenes, das Homer zum Ausdruck gebracht hat. Man müßte also diese beiden Dichter, indem man sie nebeneinander stellt, als hintereinander begreifen. Nichtsdestoweniger kann das psalmistische Element in der Poesie eines Hesiod nicht nur den verhältnismäßig sehr späten Pindar erzeugen, sondern auch sogar das große, festliche rituelle Lied eines Horaz! — Da aber ein Element ein paar Zeitalter überdauern kann, indem es seine führende Rolle aufgibt und sich der ihm entsprechenden Rassen-Temperamente bemächtigt, so wird es denn auch schwer fallen, das Aufeinanderfolgen der Kultur-Elemente mit chronologischen Bedingungen und Rücksichten in Einklang zu bringen. Nicht der halb sagenhafte Orpheus, Amphion und andere, nicht einmal der theologische Hesiod, sondern Thales aus Gorthys (nicht mit dem Philosophen Thales aus Milet zu verwechseln) müßte als Vertreter jenes ersten poetischen Zeitalters der geistigen Tätigkeit eines Europäers angesehen werden. Nur Thales aus Gorthys war nämlich Musiker, Gesetzgeber und lyrischer Dichter zugleich! ... Auch Amphion und Orpheus schöpften ihre Eingebungen aus der Vereinigung derselben Eigenschaften, Orpheus jedoch hatte sein Märtyrertod allzufrüh die Entfaltung seiner Aufgabe unterbrochen. Er wurde deshalb

 in Stücke gerissen, weil er der nordischen Welt das Evangelium der individuellen Liebe zur Frau brachte, das heißt einen Lebens- und Gedankenstrahl, der erst sehr spät von den Menschen erkannt wurde, denn sogar bei den für uns viel verständlicheren Semiten nimmt erst das Lied der Lieder (genannt das Salomonische) dieses Evangelium auf. Vordem war es vollständig zweckentsprechend, durch die Vermittlung eines vertrauten Sendboten oder eines treuen Dieners zu heiraten, denn es handelte sich um nichts anderes als nur darum, daß die Betreffende jene Schönheit besäße, die von Gesundheit zeugte, daß sie außerdem aus einer würdigen Familie wäre, voll jungfräulicher Tugend und der so sehr erwünschten mütterlichen Fruchtbarkeit. Da eine solche Angelegenheit ein erfahrener und herzlich ergebener Diener selbst beurteilen konnte, blieb nichts mehr zu wünschen übrig. Die äußerste Folge dieses Begriffes von der Ehe mußte wohl die Vermischung aller ehelichen Rechte sein, die mindestens einmal im Jahre während der nächtlichen Zeremonien einer allgemeinen Zügellosigkeit stattfand. Solange nämlich die individuelle Liebe zur Frau unbekannt und nicht anerkannt war, blieb nur das angeborene Allgemeingeschlechtliche. Durch diese Begriffs- und Energie-Richtung wurde Orpheus zerrissen . . .

Wir kehren zu der oben ausgedrückten Bezeichnung zurück, daß der frühere geistige Mensch ein Dichter ist. Es ist sehr zu bedauern, daß wir bis jetzt nur dunkle und schwer zu entwirrende Überlieferungen über die Dauer der Kulturepochen, ihre Reihenfolge, Entwickelung und die Beziehungen der Chronologie zu so weit auseinanderstehenden Erscheinungen besitzen. Denn wir möchten gern das, was wir im grammatischen Teil vorgetragen und bewiesen haben, auf gleiche Weise in diesem literar-historischen Teil durch-

führen und durch Tatsachen veranschaulichen, daß ebenso wie im stilistischen Bau der Rede der erste Satz auf einem Verschweigen fußt, das logischerweise zum Inhalt des folgenden Satzes wird, und ein zweites Verschweigen mit sich bringt, um dem dritten Satz einen Inhalt zu geben, und so weiter, daß ebenso (sage ich) auch in großen, geistigen Erzeugnissen der Zeitalter und Epochen das, was ein Verschweigen im geistigen Allgemeinleben einer Epoche war, zum Ausklang in der Literatur der nächsten Epoche gelangt, und das, was diese verschweigt, die dritte zum Ausklang bringen wird, indem sie wieder ihrerseits für die nächste ein Verschweigen hineinträgt. So verdient also das kleine Gesetz, das wir entdeckt haben und hier angeben, vielfache Beachtung, da es etwas Ganzes zu sein scheint, das auf verschiedenen Gebieten gleich lebenskräftig wirkt. Die Werke jenes ersten geistigen Dichter-Menschen sind Andachten und Anrufungen — und die Anrede: „O Muse!" muß nur das letzte Blatt eines großen Psalters sein, das erhalten geblieben ist durch seine Verquickung mit dem Teil, der die Werke der zweiten Epoche einleitete. Derartige Anrufungen, die eine göttliche Teilnahme erhoffen und erwarten, begleiteten jede Tätigkeit und bildeten einen umfangreichen Psalter . . . Denn die Tätigkeit des Menschen leitete ehemals nichts unmittelbar ein — —

> „Zeus ist stets und nach jeder Hinsicht der erste, der letzte und der Mittelpunkt — er entstand mit dem flammenden Blitz, und aus ihm kam alles. Er ist die Grundfeste der Erde und die Achse des hellen Himmels. Er ist der vollständige Herrscher, weil er Vernichter und Schöpfer ist!"
>
> (Nach Orphischen Traditionen.)

Was ist also (unserem Gesetz gemäß) in der obigen

 Anrufung — insofern sie eine ganze Epoche der Andachten ausdrückt — das Verschweigen? Was wurde dort nicht ausgedrückt, um dann der folgenden Epoche den Inhalt und die Gestalt zu geben? . . .

Es ist klar, daß in der obigen Anrufung — insofern sie eine ganze Epoche ausdrückt — der Mensch verschwiegen worden ist, denn Zeus hatte alles darin ersetzt. Der Mensch, sein Wirken, sein Kampf, seine Leiden und die in ihm zur Entwickelung gelangte Macht, sich durch List Rat zu schaffen — all das ist verschwiegen worden und erhält in der folgenden Epoche der geistigen Entwickelung freien Raum, der vom Epos eingenommen wird . . .

Deshalb lautet auch die letzte Anrufung aus der Epoche der anrufenden Psalmen, die sogleich der Anfang für die nächste Epoche ist, folgendermaßen:

„Den Menschen nenne mir jetzt, o Muse, dessen Geist reich geworden sein mußte, als er, nach der Zerstörung der heiligen Stadt Troja umherirrend, Menschen, Sitten und Völker kennen lernte. — Den Menschen, der viel schmerzlichen Leids litt . . . und sich den Gefahren des Meeres aussetzte, nicht nur für sich, sondern, um die Gefährten zu retten. Aber er hatte nicht einmal diesen Trost, die Nahestehenden gerettet zu haben, denn sie gingen an der eigenen Dummheit zugrunde!" . . . — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

So sehen wir, wie nach der sagenhaften, wundererfüllten ersten Epoche der Anrufungen, schon durch das Verschweigen allein das Epos erscheint und zum Ausdruck gelangt — was verschweigt aber ihrerseits (immer unserem Gesetz gemäß) diese herrliche Gesamtheit des Epischen? Und was für einen charakteristischen Ausdruck soll jenes Verschweigen, das im Schoß des Epos ruht, in

der dritten Epoche finden? — Mit einem Wort: Was wird diese dritte Epoche sein? — Die epischen Helden überschreiten mit ihren olympischen Schritten die Grenzen der eigentlichen historischen Prosa, die Interessensphären der Reiche und Völker, politischer und finanzieller Lebensbedingungen und so weiter. Jene historische Prosa also ist das Verschweigen, auf dem die schöne und üppige Gestalt des Epos sich gerade deshalb erhebt, weil sie sich zu diesem niedrigen historischen Inhalt nicht herabläßt. Das Epos verschweigt notwendigerweise die eigentliche historische Prosa, und nach der Epoche des Epischen, das heißt, nachdem sich diese zu einem Ganzen verdichtet und durch die Schrift befestigt hatte und schon einigermaßen zum Buch geworden war, folgt (unserem Gesetz gemäß) das im Schoße des Epos in Verschweigen gebettete Werk der Geschichte.

Die Legende (welche an Wunder glaubt), das Epos und die Geschichte — das sind also schon die Ergebnisse unserer Betrachtungen des Entwickelungganges des menschlichen Gedankens und der angedeuteten Reihenfolge der Epochen.

Sollte dann aber die Geschichte trotz ihrem Elemente, das eine so breite Fläche der Realitäten umfaßt, sich auch noch auf ein Verschweigen stützen und es als Inhalt der folgenden Epoche darbringen? Ganz recht, und dieses sogar noch viel sichtbarer, als in anderen Fällen, denn es gab ja sogar ein absichtliches Verschweigen von Intrigen, die erst hundert Jahre später entziffert wurden! . . Die Geschichte verschweigt etwas, wofür man schwer einen zureichenden Ausdruck finden könnte, was aber, unter Beigabe entsprechender Kommentare, die Anekdote genannt werden sollte. Die Anekdote enthält Geheimnisse aus der Psychologie der geschichtlichen Ereignisse und Biographie-

 Dinge von oft sehr großer Wichtigkeit, aber zu winzig und zu zahlreich für die Geschichte, die sie auch verschweigt. Sie harren aber auf dem Grunde der Anekdote ihrer Stunde, denn nach der Epoche, die wir die der Anekdote nennen, kommt die Revolution! . . . Wenn also unser Gesetz des Schweigens kein Irrtum ist, so ergeben sich aus dem Gang der geistigen Entwickelung der Menschheit folgende Perioden: die Legende — das Epos — die Geschichte — die Anekdote — die Revolution. Dieses letzte Wort soll man hier nicht irgendwie einseitig verstehen, desto mehr, da im Laufe der Zeit gewaltige Veränderungen im Messen der Größe der geschichtlichen Angelegenheiten entstehen müssen.

Wenn man auf Grund unserer Annahme keineswegs eine Entwickelungslinie mit polizeilicher Genauigkeit zeichnen kann, so wird doch ein aufmerksames Auge erkennen, daß die Erscheinungen, denen man in allen Literaturen begegnet, mit diesen Perioden übereinstimmen. Man tut den Römern allgemein unrecht, indem man ihnen fünf Jahrhunderte literarischer Unmündigkeit aufbürdet, auch dann noch, wenn man das Recht der Zwölf Tafeln als die älteste Urkunde anführt. Das ist nicht richtig, da wir nicht klar wissen, welcher Art dieses geistige Leben war, das unter dem unmittelbaren Einfluß der Sibyllinischen Bücher stand, die wir allzu leicht außer acht lassen. Um so mehr, da auch das Recht der Zwölf Tafeln nicht ohne Vermittelung der Dezemvirn verbreitet wurde. Virgil ist außerordentlich vorsichtig und gewissenhaft in allen Angelegenheiten, die einen Religionsbrauch betreffen und die er aus den altrömischen Sitten entlehnt. Und gerade diese Erläuterung, die er den Sibyllinischen Versen hinzufügt, daß gewisse Dinge absichtlich nicht geschrieben wurden, sondern als mündliche Überlieferung durch sorgfältigst zu diesem

Zweck erwählte Männer aufbewahrt waren, um desto getreuer erhalten und überliefert zu werden — gibt wahrlich zu denken, daß diese Epoche, die man für literarisch leer und unfruchtbar hielt, durchaus nicht so zu sein brauchte. Die zeitgenössischen Literaten sind viel zu leicht geneigt, die Abwesenheit von Tinte als Abwesenheit jeglicher geistiger Entwickelung zu betrachten . . . Die Epoche, die der glorreichen Blütezeit der römischen Literatur vorausging und von der viele meinten, sie wäre nur eine Zeit der Nachahmung der Griechen, war gar nicht so unfruchtbar, leer und taub. Ich glaube im Gegenteil, daß nur deshalb so schnell die Meisterschaft der meisten Teile der Äneide erreicht wurde, weil das alles schon vordem in den chronikartigen Rhapsodien aufgezeichnet war und das Ganze der Georgika deshalb ein so unvergleichliches Meisterwerk ist, weil ihnen nicht wenige Aufzeichnungen und Werke über Landwirtschaft vorausgingen! Ähnlich verhält es sich mit jedem andern Element, denn ein Zeitabschnitt, der, wenn auch nicht weltberühmt, Sibyllinische Geheimnisse aufweisen kann und ein Kollegium zum Aufbewahren derselben, außerdem die Zwölf Tafeln und ein Kollegium, das sie bewachte, und vor allem einen ganz neuen, eigenartigen Typus in den sogenannten „Soturen“ (den späteren Satiren) geschaffen hatte — ein solcher Zeitabschnitt ist gewiß weniger unliterarisch, als wir es unvorsichtig leichthin annehmen. Außerdem zählen die Soturen oder Satiren unserer Untersuchung gemäß zu der Epoche des anekdotischen Schaffens, das heißt zu der Frühzeit der revolutionären Wendung im geistigen Leben.

Wenn die Störungen in unserer traurigen Geschichte nicht so oft und tief einschneidend wären, und wenn außerdem die Völker nicht ihre eigenen Epochen durchlebten und

 dadurch die chronologische Reihenfolge störten (worüber bereits die Rede war), dann könnte man mit unserem Entwurf über die wichtigsten Gesetze des Schweigens (in der Sprache und in der Geschichte) die Jahrhunderte nacheinander Revue passieren lassen und beobachten, wie sie sich gegenseitig ihre Gedanken durch tiefstes Verschweigen übermittelten. Und nicht nur Jahrhunderte! . . . Denn ein asketisch gebildeter Geist könnte vielleicht sogar beobachten, wie Wochen und Tage sich ineinander schieben und sich einander nach dem gleichen Gesetz Verschweigungen überliefern.

Warum aber lüfte ich etwas von diesem Schleier? . . . Darum, weil in unsere geistige Welt zugleich mit dem Druck noch sehr viele mechanische, chemische und elektrische Hilfsmittel und Beschleunigungen hineingekommen sind . . . Deshalb muß auch die Kunst des Lesens die Geschwindigkeit und die Ausstrahlungfähigkeit des Blitzes, wenn nicht überflügeln, so doch mindestens erreichen, und darf sich nicht allein auf das widerspiegelnde Beschauen des Druckes beschränken! Die Literaturen aber werden sich voraussichtlich nicht nur mit der Schönheit und Üppigkeit irgendeiner ihrer Blüten, sondern auch mit der Betrachtung ihrer Ganzheit als einer Lebensfunktion und -pflicht befassen müssen. — Darum also wird der Rand von diesem Schleier gelüftet . . .

---

# Verzeichnis des Inhalts.



---

